

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Indien

vom 07. November bis 21. Dezember 2006

**„Wir werden auf der Straße geboren, wir arbeiten
auf der Straße und wir sterben auf der Straße“
– Indische Arbeiterinnen im Niedriglohnsektor**

Von Kerstin Winter

Indien, vom 07. November bis 21. Dezember 2006



Inhalt

| | | |
|------|--|-----|
| 1. | Zur Person | 488 |
| 2. | Prolog | 488 |
| 3. | Aanji oder der Alltag einer Slumbewohnerin | 488 |
| 4. | Der unorganisierte Sektor – wie man sich als „Zertreter“ über Wasser hält | 490 |
| 5. | „Brangelina“ und das Indische Sozialforum | 492 |
| 6. | Steineklopfen bis zum Umfallen – Minenarbeit in Rajasthan | 494 |
| 6.1 | Die einzige Alternative | 494 |
| 6.2 | Wenn Nichtregierungsorganisationen sich selbst helfen | 495 |
| 6.3 | Kaputte Rücken und Moral | 496 |
| 6.4 | Genossenschaften brechen aus dem Teufelskreis aus | 498 |
| 6.5 | Arbeitsrecht und Missbrauch | 499 |
| 6.6 | Ausbeutung der Minenarbeiterinnen | 501 |
| 6.7 | „Der, der das Elend beseitigen könnte, macht nichts“ | 503 |
| 6.8 | „Die meisten Beschwerden landen sowieso im Müll“ | 504 |
| 6.9 | Zuhause beim Chef | 505 |
| 6.10 | Haushaltshilfe Kovinta – „Die Frau hat mich regelrecht angefleht, sie zu nehmen“ | 507 |
| 6.11 | Verwirrung unter Bürokraten | 508 |
| 7. | Madhu oder Frauenpower auf dem Land | 509 |

| | | |
|------|--|-----|
| 8. | Schule ohne Lehrer | 511 |
| 9. | „Sadhna“ – „faire“ Mode | 512 |
| 10. | Gandhi und die Frauenbewegung | 514 |
| 11. | Hilfe zur Selbsthilfe: Die Geschichte der „Self Employed Women’s Association“ (SEWA) | 515 |
| 11.1 | Ela Bhatt und der Aufstand | 515 |
| 11.2 | Willkommen bei SEWA | 516 |
| 11.3 | Umfassende Versorgung | 518 |
| 11.4 | Aller Anfang ist schwer – Bedrohung im Gemüsegroßhandel | 518 |
| 11.5 | „Er war verrückt vor Wut, heute ist er unser Wachmann“ – Überlebenskampf auf dem Land | 520 |
| 11.6 | „Wie oft wollen sich Frauen in Europa eigentlich noch scheiden lassen?“ | 522 |
| 11.7 | „SEWA Video“ – Frauen verfilmen ihre eigene Geschichte | 523 |
| 11.8 | „Rudi NO Radio“ – Kuchenbacken und Aids | 525 |
| 11.9 | Ein Funke Hoffnung | 526 |
| 12. | „A long way to go!“ | 527 |
| 13. | Danke „Incredible India“! | 528 |

1. Zur Person

Kerstin Winter, Jahrgang 1977, ist Redakteurin bei der Deutschen Welle in Bonn. Grundstudium der Kulturwissenschaften und Germanistik in Tübingen, B. A. und Masters in Medien- und Kommunikationswissenschaften in London. Freie Mitarbeit unter anderem für LBC und BBC Radio 5 live. Nach der Rückkehr nach Deutschland 2001 Praktikum beim Deutschlandfunk und Volontariat bei der Deutschen Welle.

2. Prolog

„One lesson the experience of the last several decades teaches us is that where women prosper, countries prosper.“ Hillary Rodham Clinton während eines Besuches bei der Frauenorganisation SEWA, der „Self Employed Women’s Association“, in Ahmedabad 1995.

3. Aanji oder der Alltag einer Slumbewohnerin

Der süßliche Gestank macht schwindelig. Übelkeit kriecht den Hals hinauf, die Füße versinken in einer weichen, undefinierbaren Masse. Der Geruch von Urin, verbranntem Fett, Räucherstäbchen und Verfaultem vermengt sich mit den Abgasen der nahen Straße. Auf dem staubigen Pfad spielt ein Behinderter mit Sand, verdreckte Hunde schlafen im Schatten, eine Ziege würgt an einer Plastikverpackung. Halbnaakte Kinder breiten feuchte Wäsche auf dem braunen Boden aus. Das ist einer der unzähligen Slums im Norden Delhis. Ein Moloch, der jeden Tag dutzende Menschen anzieht, obwohl jetzt schon kaum ein Durchgehen möglich ist. Eingepfercht zwischen einer 4-spurigen Schnellstraße und einer Mittelklasse-Wohngegend liegt dieser „Schandfleck“, den die Regierung verzweifelt versucht loszuwerden. Bei der letzten Säuberungsaktion ist vieles zerstört worden, doch dauerte es nicht lange und Tausende von kleinen Hütten reihten sich wieder aneinander, zusammengebaut aus allem, was Indiens heruntergekommene Hauptstadt umsonst zu bieten hat: Plastikplanen, Abfalltüten, Holzscheite, löchrige Decken.

Hier in diesem Slum ist das Zuhause von Aanji. Vor vier Jahren hat sie ihr Dorf in Rajasthan verlassen, um in Delhi das zu erreichen, wovon die Ärmsten der Armen alle träumen, wenn sie ihre letzten Rupien für eine Fahrkarte zusammenkratzen und teilweise sogar ihre Familien verlassen: Aanji wollte in der großen Stadt endlich zu etwas Geld zu kommen. Doch zu viele sind es, die der Trockenheit und Arbeitslosigkeit auf dem Land entfliehen,

um sich als Tagelöhner oder „Selbstständige“ zu verdingen. Die meisten gehören den niedrigsten Kasten an oder gelten – noch schlimmer – als „Unberührbare“. Sie werden auf dem Land von den höheren Kasten schikaniert. Auch in der Stadt haben sie keinen Besitz, können aber durch Gelegenheitsjobs wenigstens ihren Magen füllen.

Aanji ist zierlich, ihre Haare haben von der Sonne einen rötlichen Schimmer bekommen, die Hände sind rissig, zwischen den Augen und auf der Stirn haben sich tiefe Linien gebildet. Aanji ist 24 Jahre alt. Seit vier Uhr morgens ist sie wach, sie ist unter die Schnellstraßenbrücke gelaufen, um ihr „Geschäft“ zu verrichten und dort den vollgekackten Eimer ihres Mannes zu entleeren. Danach hat sie eine Stunde angestanden, um Wasser von der einzigen Pumpe im Slum zu holen. „Da gibt’s immer Geschrei und manchmal Prügeleien, weil sich manche vordrängeln oder Streit um Kleinigkeiten anfangen“, erzählt Aanji. Sie ist oft schlecht gelaunt nach so einem Gang zur Pumpe. Dann muss sie kochen und ihren kranken Mann anziehen. Er hat Tuberkulose im Endstadium und sitzt den ganzen Tag nur auf seinem Plastikstuhl. „Wenigstens ist er jetzt zu schwach, mir noch Vorschriften zu machen“, lacht Aanji. Die 5-jährige Tochter wird wieder bei ihm bleiben, den 3-jährigen Sohn schleppt sie samt Wasserflasche zur Bushaltestelle. „Ich nehme lieber mein eigenes Wasser mit“, sagt sie. „Was wir dort zu trinken bekommen, ist schmutzig vom Abwasser, schmeckt immer irgendwie nach Scheiße.“ „Dort“, das ist die Großbaustelle, auf der sie seit drei Monaten arbeitet. Es ist einer der gefährlichsten und unsichersten Jobs und doch kann sie damit die Familie einigermaßen über Wasser halten. Das Busticket dorthin kostet fünf Rupien, viel Geld, da sie im Monat nur knapp über 2.000 Rupien verdient.

Aanji arbeitet von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang, aber bezahlt wird sie nicht immer. Der Bauherr sagt manchmal: „Was willst Du? Ich habe Dich schon bezahlt!“ Oder er sagt: „Ich habe selbst kein Geld, wie soll ich Dir dann welches geben?“

Um sieben Uhr erreicht Aanji die Baustelle. Es wimmelt von Arbeitern und Eseln auf dem riesigen Rohbau. „Was hier entsteht?“ Irgendwas für die Regierung, sagt Aanji und läuft zu ihren Freundinnen. Sie ist eine ungelernete Arbeitskraft wie alle Frauen hier, hat von Wasserwaage und Vermessen keine Ahnung, das ist Männersache. Deshalb muss Aanji – wie die meisten Frauen – körperliche Schwerstarbeit leisten. Den ganzen Tag wird sie nun Ziegelsteine schleppen und Schutt und Geröll in Jutesäcke schaufeln, die an den staubigen Eseln befestigt sind. Die Beinchen der Esel sind mit Seilen zusammengebunden, so stramm und kurz, dass sie gerade noch laufen können. Einem fehlt ein Ohr. Plärrende Babys liegen auf einer Decke im Schatten, es wird Stunden dauern, bis die Mütter sich wieder um sie kümmern können. Die Jutesäcke sind schließlich voll und die Karawane macht

sich auf, um den Schutt zu großen Lastwagen zu bringen. Zehn Esel und vier Frauen stolpern hintereinander den staubigen, steinigen Weg zu den Lastwagen hinunter. Mit einem langen Holzstock treibt Aanji den ersten Esel an, der mit seinen verbundenen Beinen kaum vorwärts kommt. Aanjis kleiner Sohn spielt irgendwo im Sand.

„Wenn ich morgens gehe, weiß ich nicht, ob ich abends wiederkomme. Wenn ich von der Leiter falle oder von Backsteinen erschlagen werde, wer wird dann meine Kinder nehmen?“

Auf dieser Baustelle ist vor kurzem einer vom Gerüst gestürzt und sitzt seitdem im Rollstuhl. Der Bauaufseher hat ihn zwar zum Arzt gefahren und auch die Rechnung bezahlt, aber danach hat er behauptet, der Mann habe nie für ihn gearbeitet. Auch der Arzt hat später gesagt, er habe den Mann noch nie gesehen. „Also hat der arme Kerl keine Entschädigung bekommen für den Unfall und muss jetzt betteln gehen. Dabei haben wir gehört, dass er bis zu 60.000 Rupien Entschädigung bekommen müsste! So viel Geld, das muss man sich mal vorstellen, aber der Vorfall ist ja nicht an die Behörden gemeldet worden! Wenn einer von uns hier stirbt, werden unsere Familien auch nichts bekommen, aber wir wissen von der Gewerkschaft, dass das unser Recht ist.“ Aanji spricht von Rechten – vom Recht auf Trinkwasser, Toiletten, Kinderkrippe, medizinische Versorgung, all dem, was sie nicht hat. Sie weiß erst seit kurzem davon, seitdem dieser freundliche, ältere Mann abends auf die Baustelle kommt und mit ihnen redet. Ja, angeblich soll ihr, dieser armen Frau, etwas zustehen. Laut indischer Verfassung, eine der fortschrittlichsten, was Arbeitsrecht und Gleichberechtigung in einem Entwicklungsland betrifft, müsste Aanjis Leben lebenswert sein. Doch sie beschwert sich nicht, denn sie weiß, dass sie schnell ersetzbar ist und dass sie ohnehin in ein paar Monaten eine neue Arbeit suchen muss. Sie ist eine Arbeiterin im so genannten „informal“ oder „unorganised“ Sektor. Über 90 Prozent der indischen Bevölkerung versucht, so zu überleben. Arme und ungebildete Frauen bilden die Mehrheit dieser Gruppe.

4. Der unorganisierte Sektor – wie man sich als „Zertretener“ über Wasser hält

Indiens Wirtschaft boomt, der Aufschwung zum Global Player scheint unaufhaltsam. Doch zu welchem Preis? 65 Prozent des Bruttosozialprodukts werden vom so genannten informellen oder unorganisierten Arbeitssektor erwirtschaftet. Man könnte ihn auch als Niedriglohnsektor bezeichnen, aber ich möchte mich lieber an die indische Bezeichnung „unorganisierter Sektor“ halten.

Offiziell gehören 370 Millionen Menschen auf dem Subkontinent diesem Sektor an – die wirkliche Zahl ist schätzungsweise zwei Drittel höher. Kennzeichnend sind hohe Armut, Analphabetentum, frühe Sterblichkeitsrate und Kinderarbeit. Im Gegensatz zu Büroangestellten, Anwälten, Doktoren und Beamten – also dem organisierten Sektor – sind die Arbeiter der unorganisierten Beschäftigungsgruppen weitgehend ungeschützt. Viele Arbeitsgesetze, die Indien nach der Unabhängigkeit in die Verfassung aufgenommen hat, sind für diesen Sektor ungültig bzw. nicht umsetzbar.

Es gibt keinen, der für den Gesundheitszustand oder die Ausbeutung dieser Menschen belangt werden könnte, es gibt weder Arbeitsverträge noch eine sonstige Art von Registrierung. Sie arbeiten auf dem Bau für eine Tagespauschale, verkaufen selbst angebautes Gemüse am Straßenrand oder machen Handarbeiten, die sie für lächerliche Summen an Zwischen- oder Großhändler verkaufen müssen. „Unorganisiert“ steht auch dafür, dass diese Arbeiter Einzelkämpfer sind, also zum Beispiel nicht in der Lage sind, Preise zu diktieren. Im Gegenteil, oft leben sie auf Pump und machen sich dadurch von ihren Auftraggebern finanziell abhängig, was wiederum zu einer Art Knechtschaft führt. Oder sie sind selbstständig und müssen von der Hand in den Mund leben. Wie AANJI, hat die Mehrheit keinen Schulabschluss und gehört der unterprivilegierten Gruppe der „Dalits“, der so genannten „Unberührbaren“, an. „Dalit“ war in der Kolonialzeit ein Machtbegriff und lässt sich etwa mit „der Zertretene“ übersetzen. Zertreten von der Gesellschaft, im Abseits stehend. Dalits arbeiten häufig in der Landwirtschaft als Kleinbauern oder sind Arbeiter in Schuldknechtschaft. Aufgrund großer Trockenheit oder Landvertreibung entfliehen sie in Scharen der Arbeitslosigkeit auf dem Land und hausen zu Hunderttausenden in den Slums der Megametropolen wie Delhi, Mumbai oder Bangalore. Sie machen die Arbeiten, auf die die oberen Kasten mit Verachtung schauen. Sie werden misshandelt, verfolgt, ausgenutzt und sind der Willkür von Polizei und Behörden ausgeliefert. Wer zum Beispiel ohne Genehmigung Gemüse auf einem Markt verkauft, muss damit rechnen, von der Polizei verprügelt zu werden und seinen gesamten Verdienst zu verlieren. Widerstand leisten können sie nicht, denn sie sind „niemand“, sie haben keine Lobby. Und das, obwohl diese unorganisierten Arbeiter einen Großteil der Bevölkerung ausmachen und das Alltagsbild des gesamten Subkontinents prägen: Es sind die Marktverkäufer, Schuhputzer, Lastenschlepper, Schrottsammler, Straßenbauarbeiter, fliegenden Händler, Kleinbauern, Fischer, Wäscher – man kann sie nicht alle aufzählen.

Die Regierung kann – und will oftmals auch nicht – die dringend benötigte soziale Sicherheit und Gesundheitsversorgung dieser Menschen unterstützen. Es sind einfach zu Viele. Die, die es am schwersten haben, sind Frauen. Frauen, die im unorganisierten Sektor arbeiten, sind traditionellen,

patriarchalischen Strukturen ausgesetzt. Oft schränken häusliche Gewalt und erzwungener Gehorsam ihre freie Entfaltung, aber auch ihre Mobilität ein. Die Auswahl an Arbeitsmöglichkeiten ist beschränkt und eine Gleichbehandlung mit männlichen Kollegen von vornherein ausgeschlossen. Frauen bekommen manchmal nur die Hälfte von dem bezahlt, was ein Mann für dieselbe Arbeit verdient – weil sie es anders nicht kennen und weil sie nicht wissen was ihnen zusteht. Die Geschichte dieser Frauen wird im Folgenden erzählt.

5. „Brangelina“ und das Indische Sozialforum

Es ist November 2006, der Monat in dem Angelina Jolie und Brad Pitt fast täglich das Titelblatt der „Times of India“ zieren, sie drehen gerade in Rajasthan. Die Hollywood-Stars werden von der Presse hochgejubelt, als könne ihre bloße Anwesenheit den Subkontinent von allem Elend befreien. Bei einem Ausflug nach Delhi lächelt Angelina zusammen mit dem indischen Außenminister in die Kamera, Brad füttert schmutzige Kinder mit Süßigkeiten und erzählt im Fernsehen, wie beeindruckt und überwältigt er von den Menschenmassen sei und wie sehr er das indische Essen liebe. Im November findet auch das Indische Sozialforum in Delhi statt. Subhash Bhatnagar findet „Brangelinas“ Auftritte unerträglich. „Bin froh, wenn die wieder weg sind, dieses dämliche Geschwätz bringt keinen weiter.“ Subhash ist seit 30 Jahren Gewerkschaftler und engagiert sich für den unorganisierten Sektor im „National Campaign Committee“, einer in ganz Indien verbreiteten Gewerkschaftsorganisation. „Die sollen in den Nachrichten lieber mal was über die Korruption bringen, die dieses Land beherrscht und darüber, wie sich die feinen Herrschaften einen Dreck darum scheren, dass es immer mehr Arbeitslosigkeit und Elend hier gibt. Dass die Städte im Müll versinken und man kaum noch atmen kann. Ja, den reichen Ausländern die Füße küssen für Publicity, das können die Politiker!“ Subhash spricht schnell und ist, einmal in Rage, kaum noch zu verstehen. „Das wahre Indien lernen die Hollywood-Leute doch gar nicht kennen in ihren Luxushotels und auf den geführten Touren. Leute wie der Außenminister sind doch daran Schuld, dass die Globalisierung das Leben der kleinen Leute hier immer weiter zerstört.“ Ich habe meine Sonnenbrille vergessen, die Augen brennen, und mein Magen, der nicht Brad Pitts Vorliebe für indisches Essen teilt, meldet sich wieder mit Krämpfen. Keine guten Voraussetzungen, um sich durch die Menschenmassen zu wühlen. „Another world is possible, let’s build it“, steht auf einem riesigen Banner geschrieben. Das Motto des Indischen Sozialforums lässt Subhash nur mit den Schultern zucken und den Augen rollen. Illusionen macht er sich schon lange nicht mehr, „aber es gibt hier gutes Essen

und man trifft interessante Leute.“ Er zeigt mir den Weg zu den „Frauenveranstaltungen“ und verschwindet im Gedränge, um Handzettel zu verteilen. Um das gesamte Nehru-Stadion in Neu Dehli sind Bühnen und Zelte aufgebaut. Hunderttausende aus ganz Indien sind hierher gekommen, um zu demonstrieren und zu diskutieren. Bauern aus Karnataka, Schwulengruppen aus Mumbai, Studentinnen aus Delhi. Bunte Züge mit selbst gemalten Plakaten ziehen an mir vorbei, überall Musik und Getrommel. Die stickigen Zelte sind zum Bersten voll und die Stimmung ist aufgeheizt durch schallende und leidenschaftliche Reden.

Besonders Vorträge zu Frauenproblemen rühren manche zu Tränen oder lautstarken Ausbrüchen. Es wird von einer Frauenrechtlerin im südindischen Bundesstaat Tamil Nadu berichtet, die vom Militär schikaniert wurde und schließlich tot mit Schusswunden im Vaginalbereich aufgefunden wurde. Angeblich sollte eine Vergewaltigung vertuscht werden. Woanders wird die Justiz angeklagt, die Sexualverbrechen immer noch als Kavaliersdelikt ahndet. Von allen angeklagten Vergewaltigern, werden gerade mal fünf Prozent verurteilt. Ein Mann kann sich vor Gericht dadurch freisprechen, in dem er angibt, dass die Frau beim Akt entweder betrunken war oder sich nicht beschwert hat. Beides genügt nach wie vor als „Beweis“ für einen Freispruch, ergab eine Studie des Recherche-Rats für soziale Angelegenheiten. Unter dem so genannten „Sexual Offences Act“ von 2003 sollte das eigentlich nicht mehr möglich sein: eine einfache Aussage seitens des Mannes, dass die Frau mit Sex einverstanden war, genügt danach nicht mehr. Die aktuelle Praxis zeigt jedoch, dass alkoholisierte Frauen bzw. die, die sich nicht wehren, dadurch automatisch dem Geschlechtsverkehr zugestimmt haben. So sehen es jedenfalls die Gerichte.

An einem der Getränkestände kommt eine hochgewachsene Frau auf mich zu. Ich soll eine Petition unterschreiben. „Wir haben nächste Woche einen Termin beim Landwirtschaftsministerium“, sagt die Juristin Shivani Bhardwaj. Das Ziel ihrer Nichtregierungsorganisation (NGO) ist ehrgeizig: Frauen, die ja den Großteil der Arbeit in der Landwirtschaft verrichten, sollen dafür auch Anerkennung bekommen. „Wir haben schon durchgesetzt, dass die Regierung 40 Prozent aller Zuschüsse für Landbesitz für Frauen reserviert, so dass das erworbene Grundstück dann auch allein auf den Namen der Frau eingetragen werden kann. Wir brauchen aber noch Hilfe, dass das auch umgesetzt wird. Die meisten Frauen auf dem Land wissen nämlich nichts davon.“ Wir trinken zusammen Tee. „Der Kampf der Frauenbewegung hier ist hart. Ich mache es schon so lange und habe auch einen guten Draht zu manchen Regierungsvertretern, aber alles, alles bewegt sich so langsam. Bis wir das mit den 40 Prozent durchhatten, hat das ja schon drei Jahre gedauert“, Shivanis Augenbrauen ziehen sich zusammen. „Die

Landwirtschaft ist der größte Arbeitgeber in Indien, die Mehrheit der Kleinbauern und Feldarbeiter sind weiblich. Und trotzdem haben Frauen am wenigsten von Subventionen, Projekten oder Fortbildung. Es gibt wirklich gute Maßnahmen von der Regierung, aber davon profitieren fast ausschließlich die Landbesitzer, also Männer, die zudem oft höheren Kasten angehören. Wir müssen auf dem Land gegen traditionelle Wertvorstellungen kämpfen, gegen Analphabetentum und zu wenig Aufklärung. Es ist schwierig.“ Sie erzählt, dass es in allen Bereichen, in denen arme Frauen arbeiteten, ähnlich aussehe. Sie verrichteten oftmals die schwerste körperliche Arbeit, profitierten aber am wenigsten davon, denn Frauenarbeit werde nicht als gleichwertig anerkannt. Und das obwohl die Gleichbehandlung von Männern und Frauen in der indischen Verfassung festgelegt sei.

In einem Bereich des unorganisierten Sektors wird diese Diskrepanz besonders deutlich: Minenarbeit. Ich kann ihre Vertreter nirgendwo auf dem Sozialforum in Delhi finden, doch nur ein paar Stunden mit dem Zug in Richtung Westen beginnt die graue Welt dieser versklavten Menschen.

6. Steineklopfen bis zum Umfallen – Minenarbeit in Rajasthan

6.1 Die einzige Alternative

Der Staat Rajasthan ist ein Touristenmagnet mit unzähligen Palästen, Festungen und anderen wunderschönen, historischen Bauwerken. Unangenehm nur die unzähligen Händler, die einem bei jeder Gelegenheit Postkarten und geschnitzte Figuren ins Gesicht drücken. Am Glockenturm in Jodhpur spielen sich einige unschöne Szenen zwischen genervten Touristen und aufdringlichen Verkäufern ab. „Furchtbar, wie Schakale, dieses Pack!“, beschwert sich eine Amerikanerin bevor sie in ihren vollklimatisierten Bus verschwindet. Ja, die Händler können einen wahnsinnig machen. Zu zehnt und mehr umringen sie einen Touristen und versuchen durch Schreien und Anfassen ihre Ware loszuwerden. Es geht ums Überleben. Rajasthan ist ein Staat, der zwar mit den – angeblich – schönsten Bauwerken gesegnet ist, aber wie kein anderer auf dem indischen Subkontinent unter Trockenheit und Dürre zu leiden hat. In dieser Wüstenlandschaft gibt es wenige Möglichkeiten zum Geld verdienen und so versuchen nicht Wenige, den Touristenhorden das Geld in irgendeiner Form aus der Tasche zu ziehen. Früher war hier die Landwirtschaft der größte Arbeitgeber, doch seit einigen Jahren bringt der Monsun kaum noch Regen. Immer weniger Menschen können von ihren eigenen Produkten leben und auf größeren Plantagen wird ihre Handarbeit zunehmend durch Maschinen ersetzt. Existenzangst treibt

die ländliche Bevölkerung aus ihren Dörfern. Nur wenige – Frauen sowieso nicht – können sich als Händler in den Touristenhochburgen Jodhpur, Jaipur oder Udaipur verdingen und so sind drei Millionen Menschen in Rajasthan gezwungen, täglich ihr Leben aufs Spiel zu setzen: In den Minen.

Der Staat Rajasthan weist die größten Mineralienschatze Indiens auf: 64 verschiedene Arten werden hier abgebaut in ca. 60.000 Minen. „Es ist die Hölle“, sagt Rana Sengupta von der „Mine Labour Protection Campaign“ (MLPC). „Von den Minenarbeitern in Rajasthan wird keiner älter als 45. Die sehen mit 20 schon aus wie mit 40.“

In einem Ring um Jodhpur haben sich riesige Dörfer gebildet. Zehntausende von Menschen leben dort, die ausschließlich in Minen arbeiten. Von diesen „Minenslums“ aus erreicht man nach wenigen Kilometern eine Mondlandschaft.

„Das sind die Plätze, wo nie ein Tourist hingehet, aber da kommen Eure Grabsteine und Badezimmerkacheln her.“ Rana Sengupta ist der Leiter der Mine Labour Protection Campaign, einer NGO, die sich mit Hilfe ausländischer Gelder um Minenarbeiter kümmert – zumindest theoretisch, wie ich später noch herausfinden sollte.

6.2 Wenn Nichtregierungsorganisationen sich selbst helfen

Riesige Marmor-, Sand- und Kalksteinquader säumen die 20 Kilometer lange Hauptstraße von der großen Stadt Jodhpur in das Minendorf Kaliberi. Jeder Zwischenhändler hat hier seinen Abschnitt, in dem er die Blöcke direkt an Kunden aus der Umgebung verkauft oder für Großhändler und den Export zusammenstellt.

In einem riesigen Jeep mit eigenem Fahrer werden „Projektleiter“ Sohan Lal Choudhary von der MLPC und ich nach Kaliberi gefahren. Er will alles über mein Privatleben wissen, ich alles über Minen. Sohan vermittelt nicht den Eindruck, als wolle er die Welt, zumindest die der Minenarbeiter, verbessern. Für einen NGO-Mitarbeiter seltsam lethargisch beantwortet er meine Fragen nur kurz oder mit einem Schulterzucken. Es kommt erst Leben in ihn, als er mit dem Fahrer tauscht, um seine erbärmlichen Fahrkenntnisse auszuprobieren. Sohan kichert unaufhörlich hinterm Lenkrad, bis wir nach einer halbschmerzhaften Fahrt endlich Kaliberi erreicht haben. „Ich weiß, ich fahre schlecht, ich muss aber üben. Hoffentlich macht es Dir nichts aus“, sagt er glucksend in den Rückspiegel.

Der junge Mann wird die nächsten Tage mein Begleiter und „Experte“ sein.

Kaliberi ist wie ausgestorben, nur ein paar alte Leute sitzen vor kleinen Backsteinhäusern. In diesem „Dorf“ leben dreitausend Menschen, die alle in den umliegenden Minen arbeiten: Männer, Frauen und Kinder. Rajesh steigt zu, er wird uns die Minen zeigen. Der 24-Jährige ist im Außendienst für die MLPC tätig. Er fährt regelmäßig hinaus, um zu sehen wie es den Arbeitern geht. Regelmäßig heißt einmal im Monat, wenn überhaupt. Ansonsten erledigt er „Papierkram“ für die NGO und hilft seinem Onkel im Geschäft. Rajesh und Sohan bekommen ein Gehalt, von dem sie sich Nike-Turnschuhe leisten können, gesponsert von „Christian Aid UK“, einer britischen Entwicklungshilfeorganisation. Außerdem werden die MLPC-Mitarbeiter von der deutschen Ford- und Heinrich-Böll-Stiftung und der unabhängigen, humanitären Hilfsorganisation „Oxfam“ unterstützt und dürfen zu Fortbildungen ins Ausland. Wozu? Ich sitze mit zwei lächerlich gelangweilten Jungs im gesponserten Jeep, sie unterhalten sich über Autos. „Wie war das jetzt noch mal mit den Minenarbeitern?“

Schon am ersten Tag in Jodhpur bekomme ich das Gefühl, dass die MLPC eine dieser Organisationen ist, die Hochglanzprospekte veröffentlicht, aber ansonsten hauptsächlich „sich selbst hilft“. Man fängt um 11 Uhr an zu „arbeiten“, liest E-Mails, geht ausgiebig zum Mittagessen mit Freunden, bereitet dann den tausendsten Workshop oder sonst was vor und macht um vier Uhr Feierabend. In einem MLPC-Prospekt wird ein Projekt angepriesen, das es noch gar nicht gibt.

Es ist frustrierend, aber ich brauche diese Leute als Fahrer und Übersetzer. Als Gegenleistung dürfen sie mir dann zeigen, was sie „schon alles geleistet haben“. Ich solle darüber berichten und vielleicht bekämen sie dann noch mehr Sponsoren. „Natürlich, gerne.“

6.3 Kaputte Rücken und Moral

Die Sandsteinmiene gleicht einer Kraterlandschaft, wir stehen auf einer Anhöhe und schauen metertief in die ausgehobenen Areale. Wie ein gelber Canyon erstreckt sich die Stein- und Gerölllandschaft in die Ferne. Verschwommen sehe ich grelle pinkfarbene, gelbe oder grüne Flecken, die Sarris der Arbeiterinnen. Die Augen tränen trotz Sonnenbrille, jede Minute muss ich Wasser trinken, die Hitze macht schwindelig. „In den Sommermonaten sind es hier oft über 45 Grad im Schatten“, sagt Rajesh. Welcher Schatten? Weit und breit sieht man nur Geröll und Steinblöcke. Ein paar armselige Unterstände, mit Plastikplanen zusammengehalten, sind für die „Pausen“ da. Keine Trink- oder Waschmöglichkeit, geschweige denn Toiletten, obwohl all das gesetzlich vorgeschrieben ist. Fünfundzwanzig Leute arbeiten

hier, es ist eine große Sandsteinmiene. Der Abstieg zu den Arbeitern ist beschwerlich, kaum angekommen werde ich von mehreren Männern umringt. Rajesh kommt mit dem Übersetzen kaum nach. Die meisten sind von weit hergekommen, mussten sich verschulden, um fürs Erste über die Runden zu kommen. Wer ihnen das Geld gegeben habe? „Der Minenbetreiber, aber ich muss viele Zinsen zahlen. Sparen kann ich nichts, ich muss ja auch noch Medikamente für meine Mutter kaufen. Die Schulden werden immer mehr,“ erzählt einer. Das ist das Schicksal der meisten Minenarbeiter, laut einer Studie des indischen Arbeitsministeriums. Sie werden mit Schulden geboren und sterben mit Schulden. Durch Kreditaufnahme machen sich die Arbeiter vom jeweiligen Minenbetreiber abhängig, sie geraten in eine Schuldknechtschaft. Der Minenbetreiber zieht die Schulden mitsamt den Zinsen vom Lohn ab und was davon übrig bleibt, investieren die meisten Männer hier in billigen Schnaps. Manche Augen sehen fast gelb aus, die Haut ist schuppig, die Gesichter kantig. Ein schwächlicher Junge erzählt, dass er hier die Schulden seines toten Vaters abarbeitet. Der sei vor kurzem an Tuberkulose gestorben – mit einundvierzig. „Die meisten sterben an irgendwelchen Atemwegserkrankungen, wenn sie nicht vorher schon einen Unfall haben“, erklärt Sohan. Medizinische Versorgung muss laut Gesetz vom Minenbetreiber gestellt werden, doch hier hat noch keiner einen Erste-Hilfe-Kasten, geschweige denn einen Arzt gesehen.

„Wenn wir krank sind, kommen wir trotzdem, wir müssen schließlich Geld verdienen.“ Sie verdienen wenig. Der gesetzliche Mindestlohn in Rajasthan liegt bei 73 Rupien, etwas über einem Euro pro Tag. Hier verdienen viele aber nur bis zu 60 Rupien, je nachdem ob sie Steine abbauen, sie in Blöcke zerlegen oder die fertigen Quader zum Transporter schleppen. Arbeiter, die rechnen und vermessen können bekommen immerhin 100 Rupien am Tag, doch das sind die wenigsten. Die Werkzeuge sind primitiv und rostig. Viele haben nur Flipflops an, während sie zu viert einen über 100 Kilo schweren Quader auf ihre Schultern hieven, der dann zum Transporter getragen wird. Die Vorrichtung, die das Schleppen erleichtern soll, erinnert an ein Folterinstrument. Zwei dicke, lange Holzbalken werden von je zwei hintereinander stehenden Männern geschultert. Die vier Männer stehen rechtwinklig zueinander, die beiden Holzbalken sind durch zwei hängende Metallketten verbunden. Darauf liegt dann der Quader, der zuvor mit dicken Holzstäben auf die Metallketten gerollt wurde. Wenn nicht alle Vier gleichzeitig die Holzbalken auf die Schultern hieven, rutscht der Quader aus den Ketten. Dann hat der Minenbetreiber wieder „ein Problem“, einen Unfall. Probleme macht heute keiner, die Arbeit sieht routiniert aus.

Die Lastenträger haben aufgerissene, rote Schultern, obwohl alle ein Tuch zwischen Haut und Holz legen. Der Transport wiederholt sich alle 15 Minu-

ten, den ganzen Tag lang. Man wechselt sich mit den Arbeiten ab, damit sich der Rücken „erholen“ kann.

Einer fragt, was so ein Quader in Deutschland kosten würde. Er deutet auf einen hüfthohen geschliffenen Block, wie sie zu Hunderten auf deutschen Friedhöfen stehen. Plötzlich sind alle still und starren mich an. Mir ist es peinlich zu sagen, dass das für manche hier zwei Jahresgehälter bedeuten würde. Ich behaupte, es nicht zu wissen. Was sie am liebsten machen würden, wenn sie hier weg könnten? „Im Büro arbeiten“, sagt einer, alle lachen. „Ja, die Büroleute sind immer sauber und fahren große Autos.“

6.4 Genossenschaften brechen aus dem Teufelskreis aus

Eine Mine pachten darf in Indien jeder. Die Lizenz für eine Sandsteinmine in Rajasthan kostet zum Beispiel etwa zwischen 50.000 und 60.000 Rupien. Sobald man das Geld aufgebracht hat, kann die Lizenz beantragt werden. Die Regierung unterstützt sogar ausdrücklich Menschen aus niederen Kasten, sich zusammenzuschließen und eine Mine zu betreiben. Das ist bisher aber nur in seltenen Fällen passiert, in Rajasthan gibt es nur ein paar Dutzend solcher Genossenschaften. Mindestens zwanzig oder mehr Männer und Frauen können eine Genossenschaft gründen, eine Lizenz beantragen und dann als gleichberechtigte Partner in ihrer Mine arbeiten. Auch wenn die Arbeit hart bleibt, so sind sie zumindest ihr eigener Chef: Sie verdienen besser und achten darauf, dass jeder einen freien Tag pro Woche bekommt und dass es sanitäre Anlagen gibt. Alles also, was ohnehin vom Gesetz vorgeschrieben ist, aber in einer profitgeführten Mine nicht existiert. „Im Landkreis Jaiselmer gab es vor zwei Jahren eine kleine Revolution“, erzählt Rajesh. „Eine der Minen dort gehört einer Genossenschaft und war vorbildlich geführt. Es hat sich schnell in der Gegend herumgesprochen, dass die mehr als doppelt so viel verdienen wie Arbeiter in anderen Minen. Es brach eine riesige Protestwelle los, und die Betreiber von fünf benachbarten Minen der Genossenschaft mussten sich dem Druck beugen und auch die Löhne anheben. Das war schon spektakulär.“ In diesem Fall war ein Aufstand nur möglich, weil plötzlich Hunderte von Arbeitern erfuhren, wie hoch der gesetzliche Mindestlohn tatsächlich war. Die Mehrheit der Minenarbeiter kennt ihre Rechte nämlich überhaupt nicht oder traut sich nicht aufzumucken. Es gibt schließlich genug andere arme Menschen, die ihre Stelle sofort einnehmen würden. Sich zu beschweren bedeutet: einen nahezu aussichtslosen Kampf gegen die Justiz zu führen und seinen Job zu verlieren.

Wer mit den Arbeitsbedingungen nicht einverstanden ist, kann jederzeit gehen. Ist aber ein Arbeiter beim Pächter hoch verschuldet und versucht abzu-

hauen, wird er von der Polizei eingefangen und verprügelt – oder wie kürzlich im Falle von zwei Frauen in der Nachbarschaft passiert – vergewaltigt.

Nach wie vor stammen die meisten Pächter aus der wohlhabenden und gebildeten Mittel- und Oberschicht. Neben anderen Geschäften sind die Minen für sie eine zusätzliche Einnahmequelle. Die dreisten Methoden mancher Geschäftsleute wurden in einer Studie von MLPC veröffentlicht: Wohl wissend, dass die Regierung Randgruppen bei der Vergabe von Lizenzen bevorzugt und finanziell unterstützt, hatten die meisten Minenbetreiber im Kreis Jaiselmer, die Namen armer Arbeiter eintragen lassen. Meist derjenigen, die bei ihnen hoch verschuldet waren. Diese Menschen wussten natürlich nichts davon und mussten als Leibeigene in ihrer eigenen Mine arbeiten! Die Behörden haben bis heute nicht auf diesen Skandal reagiert.

Das größte Problem ist die schlechte Zahlungsmoral der Betreiber. Die MLPC hört immer wieder von schwarzen Schafen, die die Löhne nur manchmal bezahlen. „Die behaupten dann, der Arbeiter hat das Geld schon versoffen und kann sich nur nicht mehr an die Bezahlung erinnern. Das Blöde ist, dass wirklich sehr viele ein Alkoholproblem haben“, flüstert Rajesh. Aber ohne den Suff sei das hier auch nicht zu ertragen, sieben Tage die Woche, zehn Stunden am Tag. Da würden abends und nachts in den Dörfern regelrechte Gelage, auch mit Schlägereien, stattfinden. Und dann wüsste man auch, wieso sich am nächsten Tag manche Frauen den Sari ganz besonders tief ins Gesicht zögen.

„Hier ist das schon in Ordnung mit der Bezahlung, wir schreiben genau auf, wer was und wie viel macht. Nur wenn man ernsthaft krank wird oder sich verletzt, ist es schlimm, dann schmeißt der Minenbetreiber einen raus und die Familie muss selbst Medikamente kaufen“, erzählt ein älterer bärtiger Mann. Die gleichen Probleme haben auch die Bauarbeiter. In risikoreichen Berufen muss der Auftraggeber laut Arbeitsrecht Kompensation zahlen, wenn jemand arbeitsunfähig wird. Falls er sich weigert zu zahlen, muss er ein Bußgeld berappen oder kann sogar im Gefängnis landen – zumindest theoretisch. „Also, so weit ich weiß, ist das noch nie vorgekommen, dass ein Minenbetreiber für seine Vergehen zahlen musste“, lacht Rajesh. „Die stecken doch mit der Polizei und der Justiz unter einer Decke. Außerdem sind Beamte hier faul, die machen keinen Finger krumm, schon gar nicht für einen aus der Unterschicht.“

6.5 Arbeitsrecht und Missbrauch

In Indien gibt es seit über 150 Jahren das Arbeitsrecht. Die Beziehung zwischen Arbeiter und Arbeitgeber ist darin detailliert festgelegt und soll beide

Seiten vor Missbrauch schützen. Seit der indischen Unabhängigkeit 1947 wurden weit über 100 Arbeitsgesetze für verschiedene Bereiche, auch für sämtliche Berufe des unorganisierten Sektors, verabschiedet. Ein unübersichtliches Wirrwarr an Regeln und Vorschriften, welches je nach Behörde oder Gericht anders ausgelegt wird und so zu noch mehr Verwirrung führt. Es gab im Laufe der Jahre zahlreiche Unterschriftenaktionen und Gewerkschaftspetitionen, um Arbeitsgesetze zu vereinfachen und zu komprimieren. Der eindrucksvollste Versuch fand wohl 1986 statt, als Gewerkschaften in ganz Indien die Erfahrung tausender Bauarbeiter zusammentrugen und einen Gesetzesentwurf verfassten. Der Entwurf verlangte nach einer Bauaufsichtsbehörde. Einer Behörde, die bestehend aus Bauarbeitern und unabhängigen Experten, Baustellen überwachen und menschliche Arbeitsbedingungen sichern sollte. Die unorganisierte Arbeit würde organisiert werden. Es sollte Fortbildungskurse, schriftliche Arbeitsverträge und Renten geben. Die Arbeiter sollten in allen Belangen Mitspracherecht haben.

200.000 Unterschriften nahm der damalige Arbeitsminister, Ram Vilas Paswan, im März 1990 bei einer öffentlichen Kundgebung entgegen und versprach den Massen in einer großen Rede, dass der Gesetzesentwurf Gehör finden würde. Die Mehrheit der Kabinettsmitglieder lehnte den Vorschlag jedoch ab. Zu bürokratisch seien eine Bauaufsichtsbehörde und die daraus resultierende Arbeitsregulierung. Es gibt nur Vermutungen, wie viel Geld geflossen ist, damit sich die Politiker gegen den Entwurf entschieden. Das Baugewerbe boomte damals wie heute und die privaten Bauherren Indiens ließen es sich einiges kosten, damit dieser Sektor auch weiterhin in ihrer Hand blieb. Die Regierung ist selbst einer der größten Auftraggeber in der Baubranche, wenig überraschend also, dass es nie zu einer Umsetzung der Bedürfnisse der Bauarbeiter kam.

Sämtliche Bereiche des Arbeitsrechts lassen weiterhin viel Raum für Interpretationen.

Wer es als Arbeitgeber in Indien mit den Arbeitsgesetzen nicht so genau nimmt, bekommt selten Schwierigkeiten, denn wer sich einmal die Mühe macht, auf Missstände hinzuweisen, sei es eine Gewerkschaft oder eine NGO, der wird schnell mürbe gemacht. Beweismangel, Korruption, jahrelange Prozessverhandlungen und bürokratische Hindernisse aller Art lassen selbst den Engagiertesten schnell an seine Grenzen stoßen. Ein großes Problem ist, dass die Zuständigkeit für Minen bei der regionalen Regierung in Rajasthan liegt, während alle Belange, die Minenarbeiter direkt betreffen, von der zentralen Regierung in Delhi gehandhabt werden. Koordination und Kommunikation zwischen Delhi und Rajasthan gibt es jedoch kaum. Zusammenlaufen sollten die Fäden eigentlich beim Arbeitsschutzbeauftragten. Dieser wird von der nationalen Regierung in Delhi beauftragt, vor Ort, also in Rajasthan, zu über-

prüfen, ob die Arbeitsrechte in den Minen auch eingehalten werden. Speziell zum Schutz der Minenarbeiter gibt es umfangreiche Gesetze, die im „Minengesetz von 1952“ beschrieben sind. Mit einer Kopie mache ich mich wieder auf zu den Minen. Ich möchte mich mit den Frauen dort unterhalten. Vierzig Prozent der Minenarbeiter in Rajasthan sind weiblich.

6.6 Ausbeutung der Minenarbeiterinnen

In eine große Blechschüssel wird der Schutt geschaufelt, auf den Kopf gehievt, zum Transporter geschleppt und auf die Ablage geschüttet. Das wiederholt sich stundenlang, ohne Pause. Ich kann die gefüllte Schüssel kaum anheben, geschweige denn auf den Kopf stemmen. Die Frauen kichern, die meisten machen diese Arbeit schon seit Jahren. Ihre Saris kleben am schweißnassen Körper, es riecht streng. „Sie können sich nicht waschen, egal ob sie ihre Periode haben oder ein Kind geboren haben. Viele Frauen hier haben Unterleibsbeschwerden, die hygienischen Verhältnisse sind schlimm“, sagt Damyanty. Sie schreibt gerade ihre Doktorarbeit in Sozialwissenschaften. Wir hatten uns in Delhi auf dem Sozialforum kennen gelernt und da sie aus Jodhpur stammt, bot sie mir ihre Hilfe bei der Recherche an.

Die Arbeiterinnen hätten sich mir gegenüber niemals so geöffnet, wenn die Jungs von der MLPC dabei gewesen wären. Jetzt sprudeln sie geradezu über und jede will mir ihre Geschichte erzählen. Eine Frau Anfang dreißig stellt sich als Chuki Devi vor und erzählt, dass ihr Mann von den Mitgliedern einer höheren Kaste erschlagen worden sei. Es habe Streit um Land gegeben. Da sie drei Kinder hat, musste sie ihr Dorf verlassen und eine Verdienstmöglichkeit finden. Der älteste Sohn – 12 Jahre alt – arbeitet auch in der Mine. Er bekommt 20 Rupien am Tag, umgerechnet sind das nur ein paar Cents. Ihre beiden kleinen Mädchen kann sie zum Glück bei einer älteren Nachbarin lassen. „Ich habe viele Schulden, meine Augen brennen, mein Rücken schmerzt. Ich weiß nicht, wie lange ich das noch machen kann, aber was soll dann aus den Kindern werden?“ Sie fängt an zu weinen. Eine Andere hat früher Holz vom Googal-Baum, aus dem Gummi gewonnen wird, verkauft. Doch die Bäume wurden immer weniger und irgendwann verboten die Behörden, dass noch mehr abgeholzt wurden. Die einzige Alternative war die Arbeit in den Minen – hart, eintönig und gefährlich. Doch es gibt Vorschriften, die den Alltag dort erträglich machen sollen.

Damyanty übersetzt aus dem Minengesetz, sie will ihrer Pflicht als Sozialarbeiterin nachkommen. Von den nun etwa 20 Frauen, die sich um uns versammelt haben, hat keine je davon gehört. Ungläubig hören sie zu: In jeder Mine müssen eigentlich Toiletten und Waschgelegenheiten zur Verfügung

gestellt werden, getrennt für Männer und Frauen. Trinkwasser und Erste-Hilfe-Kästen müssen ausreichend vorhanden sein. Bei Unfällen oder Todesfall, muss der Minenbetreiber Kompensation an die Verunglückten bzw. deren Familien zahlen. Jeder Arbeiter – egal wie lange beschäftigt – muss registriert und den Behörden gemeldet werden. Frauen dürfen nicht unter Tage beschäftigt werden. Die Arbeitszeit ist auf neun Stunden pro Tag begrenzt und jeder soll sich einen Tag pro Woche erholen können. Menschen unter 18 Jahre dürfen nicht in einer Mine arbeiten.

Nichts von alledem trifft auf diese Sandsteinmine zu. Von den Frauen ist keine einzige registriert, denn das würde bedeuten, dass sie Ansprüche geltend machen könnten. Frauen, die die gleiche Arbeit wie Männer leisten, müssen laut Gesetz auch gleich bezahlt werden. Und was für Minenbetreiber noch viel schlimmer wäre: Sie könnten sogar Mutterschaftsurlaub beantragen. Für Schwangere und Mütter gilt das Mutterschaftsgesetz. Es wurde 1961 speziell für Arbeiterinnen in Minen, Fabriken und Plantagen verabschiedet, da dort meist mehr als zehn Menschen regelmäßig über einen längeren Zeitraum arbeiten. Es handelt sich also um eine Quasi-Anstellung, wenn auch ohne schriftlichen Arbeitsvertrag. Zwar müssen die Arbeitgeber nicht, wie im organisierten Sektor üblich, Renten und Urlaub bezahlen, aber dennoch den besonderen Schutz schwangerer Frauen gewährleisten. „Viele arbeiten hier, bis die Wehen kommen und sind dann schon nach ein paar Tagen mit dem Baby zurück“, übersetzt Damyanty die lokale Sprache. „Sie verheimlichen eine Schwangerschaft, weil sie sonst rausgeschmissen werden.“ Laut dem Mutterschaftsgesetz ist das verboten, stattdessen dürfen hochschwängere Frauen bei gleichem Verdienst leichtere Arbeiten ausführen, und bekommen direkt nach der Geburt für sechs Wochen ihren durchschnittlichen Verdienst weiterbezahlt – vorausgesetzt, sie haben mindestens 160 Tage in dem Jahr vor der Schwangerschaft in derselben Mine gearbeitet. Hat die Frau eine Fehlgeburt oder Abtreibung, bekommt sie ebenfalls ein sechswöchiges Gehalt weiterbezahlt. Im Falle ihres Todes geht das Geld an den Vormund des geborenen Kindes. In Rajasthan soll es zudem kostenlose medizinische Versorgung und einen Krippenplatz bei der Arbeit geben – diese Zusatzversorgung variiert jedoch von Staat zu Staat. Ist das Kind geboren und die Frau kehrt nach sechs Wochen zurück zur Arbeit, darf sie mit leichter Arbeit beginnen und mehrmals pro Tag Pausen zum Stillen einlegen. Keine der Minenarbeiterinnen kann glauben, dass so etwas von der Regierung vorgeschrieben ist. „Ja, und wenn diese Vorschriften nicht eingehalten werden, müssen die Betreiber bis zu 20.000 Rupien Strafe zahlen oder können sogar ins Gefängnis wandern!“, liest Damyanty aus dem Gesetz vor. Außerdem gebe es noch ein separates Gesetz zur Gleichstellung von Mann und Frau – keine Diskriminierung aufgrund des Geschlechts! Frauen haben

die gleichen Rechte auf Arbeit, Bezahlung und Fortbildung wie Männer. Die meisten Frauen sind längst wieder an ihre Arbeit gegangen, als wollten sie sagen: „Wozu von etwas träumen, das sowieso nie eintrifft?“

Um ihr Leben zu ändern, müssten sie sich zuerst schriftlich beim staatlichen Arbeitsschutzbeauftragten beschweren, die Beschwerde würde von diesem überprüft und gegebenenfalls an das zuständige Arbeitsgericht übergeben. „Die Leute von der MLPC könnten ihnen dabei helfen“, sage ich. „MLPC?“, fragt eine ältere Arbeiterin, „noch nie davon gehört“. Frustriert wende ich mich zum Gehen, etwas zupft zaghaft an meinem Ärmel. „Nimmst Du mich mit?“, fragen mich zwei große schwarze Augen. Ich lasse das Mädchen zurück, sie wird weiterhin ihr Dasein in diesen Zuständen fristen müssen.

Gerade mal zwölf Minenarbeiter und davon nur drei Frauen haben letztes Jahr in Jodhpur ihre Rechte eingeklagt. Sie sind arbeitsunfähig geworden durch Explosionen, Steinschläge, Krankheit. Wenn überhaupt, so werden sie erst in ein paar Jahren eine Entschädigung bekommen.

6.7 „Der, der das Elend beseitigen könnte, macht nichts“

Im Hauptquartier der NGO Mine Labour Protection Campaign herrscht wie immer träge Schläfrigkeit. Die Zeit schleppt sich dahin zwischen Zeitung Lesen, Teetrinken und ausgedehnten Mittagessen. Zehn Leute arbeiten an verschiedenen „Projekten“, selbst nach einer Woche habe ich noch nicht herausgefunden, was für Projekte das eigentlich sein sollen. Ich erzähle Rana, dem Manager, dass die Frauen in den Kaliberi-Minen noch nie von der MLPC gehört haben. Ja, das mit der Feldstudie sei eben schwierig, da sie nicht genug Leute hätten. „Aber was macht ihr denn den ganzen Tag?“, frage ich ungeduldig. „Wir organisieren Treffen mit verschiedenen Gewerkschaften und besprechen mit ihnen, wie wir vorgehen können.“ Was hat der einfache Minenarbeiter davon, wenn eine NGO sich nur mit anderen zum Reden trifft? „Das braucht eben alles Zeit, bis man Strategien erarbeitet hat“, sagt Rana, die Stimme der Ausgebeuteten. Seit über zehn Jahren gibt es die MLPC, für konkrete Ergebnisse scheint dieser Zeitraum jedoch zu kurz. Rana verdient umgerechnet 500 Euro im Monat, das Jahresgehalt mancher Minenarbeiterinnen. Er hat gleich eine Verabredung zum Mittagessen, muss außerdem noch seinen nächsten Auslandsaufenthalt planen. „Der, der das Elend beseitigen könnte, macht nichts“, sagt Rana. „Ja, das ist wirklich lächerlich“, Sohan gesellt sich mit einer Tasse Tee zu uns. „Seit der Mann im Amt ist, hat er noch nicht mal mit uns gesprochen.“ Beide kichern: „Unser so genannter Arbeitsschutzbeauftragter macht den ganzen Tag Papierschiff-

chen.“ Die beiden übertrumpfen sich mit Geschichten wie faul, korrupt und arrogant der Mann sei: „Der hat Minen bisher nur auf Fotos gesehen, den interessiert nur sein Gehalt.“ Ich will diesen mysteriösen „Bösewicht“ treffen. Sohan ruft den Fahrer, er kennt das Büro.

6.8 „Die meisten Beschwerden landen sowieso im Müll“

Bhanu Veer Singh hat ein breites Grinsen auf dem Gesicht und eine Zahn-
lücke, in die ein Zweieurostück passen könnte. Mitte vierzig, gepflegt, at-
traktiv, er flirtet ein bisschen. Singh ist der Arbeitsschutzbeauftragte für die
Distrikte Jodhpur, Jaiselmer und Barmer. Ein Regierungsbeamter, der die
Vollmacht hat, Minen zu schließen, Minenbesitzer ins Gefängnis zu brin-
gen und Arbeiter zu entschädigen. „Wie soll das denn gehen?“, er lacht und
zeigt auf seinen Schreibtisch. „Ich habe keinen Computer, kein Fax, kei-
ne Mitarbeiter, nicht mal ein Auto, wie soll ich mich da um 40.000 Minen
kümmern?“ Er verbringt seine Tage im spärlich eingerichteten Büro, links
und rechts von ihm stapeln sich Papierberge; handgeschriebene Klagen und
Beschwerden von Minenarbeitern, die er durchlesen, bewerten und gegeben-
enfalls an das Arbeitsgericht weiterleiten muss. Singh sagt, er habe Durst
und schickt Sohan raus, um Getränke zu holen. Kaum schließt sich die Tür,
beugt er sich vor und grinst: „Die meisten Beschwerden landen sowieso im
Müll!“ Ich bin von so viel Offenheit etwas schockiert. Auf die Frage, ob
das nicht auffliege, lacht er nur laut. „Ach was, wie denn auch? Hier wird ja
nichts kontrolliert, ich habe keine Gehilfen und mein Chef sitzt 300 Kilome-
ter entfernt von mir. Außerdem wird ja auch nichts im Computer dokumen-
tiert, selbst wenn, es würde sowieso keiner durchblicken.“ Er erzählt, dass
ihm der Job hier keinen Spaß mache, früher habe er als Beamter für die Bahn
gearbeitet, in Gujarat. Aber dann habe es mehrere schwere Zugunglücke ge-
geben und alle Vorgesetzten wurden versetzt. Jetzt lebe er seit drei Jahren
in Jodhpur und sei gelangweilt. Manchmal gehe er erst gar nicht zur Arbeit,
sondern mit seiner Frau einkaufen. Wir müssen beide lachen, es ist gar zu
absurd: Die Regierung erschafft einen Posten, um sicherzustellen und zu
kontrollieren, dass das Arbeitsrecht auch umgesetzt wird. So soll Singh zum
Beispiel in die Minen fahren, mit den Arbeitern sprechen und herausfinden,
ob sie den Mindestlohn bezahlt bekommen, ob sie Sanitäreanlagen und Trink-
wasserversorgung haben. Er soll die Klagen der Menschen sammeln und zu
den Arbeitsgerichten bringen. In Wirklichkeit aber sitzt der Arbeitsschutz-
beauftragte auf einem Stuhl, liest Zeitung, schaut aus dem Fenster und fragt
sich, ob das Leben bis zur Rente nicht noch etwas Aufregendes zu bieten hat.
„Aber immerhin habe ich schon ein paar Klagen bei Gericht angemeldet. Ich

arbeite immer noch mehr als die meisten NGOs. Die tun nämlich gar nichts. Die schreiben tolle Prospekte und machen aufwendige Websites und wenn man dann mal hinfährt, um zu schauen wo die sitzen, sind da nur ein paar Kühe! Viele existieren nämlich gar nicht. Die Leute haben herausgefunden, dass man durch solche Organisationen viel Geld verdienen kann.“ Singh erzählt, dass sich oft ein paar Universitätsabsolventen zusammentun und eine NGO gründen, um schnell an Geld zu kommen. Eine Organisation für Behinderte, Frauen, Tiere, was auch immer. Sie meldeten sich an und bekämen Unterstützung vom Staat. Aber das meiste Geld komme von ausländischen Geldgebern, sagt Singh. „Wie könnt Ihr Europäer nur so blöd sein und immer wieder viel Geld spenden? Ihr müsst Euch doch mal selbst anschauen, wofür Ihr überhaupt spendet. Nämlich für Schlaumeier, die sich mit Eurem Geld ein Haus bauen, einen Jeep fahren und pro Jahr einen Prospekt schreiben über ihre angebliche Arbeit. Das ist doch der wirkliche Skandal! Deine Leute von der MLPC sind kein Stück besser. Die wollen noch nicht mal mit mir reden, dabei sollten wir zusammenarbeiten.“

Sohan kommt mit ein paar Wasserflaschen zurück. Singh erzählt, dass ihm letzte Woche ein Minenbetreiber viel Geld geboten habe mit der Bitte, einen positiven Bericht zu schreiben – natürlich habe er abgelehnt. Kurz darauf verabschieden Sohan und ich uns vom Arbeitsschutzbeauftragten. „Na, hat er Dir noch mehr solchen Quatsch erzählt?“, fragt Sohan als wir im Jeep sitzen. „Ja, aber ich habe auch nichts anderes erwartet“, ich stecke eine Visitenkarte in meine Tasche, Singh hat mich zum Abendessen eingeladen, um mir „in Ruhe zu erzählen, was wirklich abläuft“.

6.9 Zuhause beim Chef

Annumitra öffnet die Tür. Sie trägt einen rosa Jogginganzug und Nike-Turnschuhe, sie freut sich, eine Europäerin kennen zu lernen. Bhanu Veer Singh lümmelt sich mit einer Glasschale voller Nüsse auf dem Sofa. Die Hausbesichtigung dauert fast eine Stunde. Annumitra ist stolz und froh die Ehefrau eines Regierungsbeamten zu sein, schon allein wegen seines regelmäßigen Einkommens. Französische Parfums und Lippenstifte stapeln sich vor ihrem Glasspiegelschrank, es gibt zwei Bäder und ein großes Spielzimmer für die einzige Tochter. Barbiepuppen und Teddybären liegen auf dem Boden verstreut. Das 8-jährige Mädchen hüpfte in ihrem Ballettkleidchen aufgekratzt durch die Räume. Sie spricht drei Sprachen, geht in eine Privatschule. „Ja, wir haben uns hier gut eingelebt, auch wenn ich anfangs nicht nach Jodhpur wollte. Aber die Regierung versetzt Beamte nun mal. Im Prinzip ist es ja auch egal, wo er das Geld verdient, Hauptsache er hält die 14

Jahre durch bis er Anspruch auf Rente hat“, Annumitra spricht gerne über Geld. Dass ihr Mann für dieses Geld aber kaum arbeitet, stört sie nicht, vielmehr ereifert sie sich über die Regierung. „Er ist ja nur ein kleiner Fisch. Es ist viel schlimmer, dass manche Politiker Alkohol und Geld verschenken, um sich in den Dörfern Stimmen zu kaufen. Oder dass dumme, ungebildete Dalits in hohen Ämtern sitzen, nur wegen dieser dämlichen Quotenregelung. Die können nicht mal lesen oder Englisch sprechen. Die Regierung ist wirklich das Letzte, kein Wunder, dass in diesem Land nichts funktioniert.“ Singh kaut auf Nüssen und nickt. „Natürlich wäre es mir auch lieber, für ein System zu arbeiten, das funktioniert. Aber wenn man wirklich was tun will, bekommt man zu viele Probleme.“ Singh gibt zu, dass er von Arbeitsgesetzen kaum eine Ahnung habe. Als er versetzt wurde, um Arbeitsschutzbeauftragter zu werden, hat er von den staatlichen Behörden in Rajasthan nicht mal ein Handbuch bekommen. Ein A bis Z für Arbeitsgesetze musste er sich selbst kaufen. Am Anfang sei er noch ehrgeizig gewesen, erzählt er. Er sei in eine nahe gelegene Mine gefahren – mit dem Taxi, denn einen Dienstwagen bekam er nicht – um sich „einzuarbeiten“.

Er hat schnell aufgegeben, fühlte sich allein gelassen mit dieser riesigen Verantwortung. Aber selbst wenn er die nötige Unterstützung hätte, seine Arbeit wäre ein Fass ohne Boden, denn kein einziger Minenbetreiber halte sich an irgendwelche Vorschriften. „In den Minen gibt es keine Trinkwasserversorgung, keine Toiletten oder Überdachungen. Frauen werden sexuell missbraucht. Helfen kann ich nicht, denn weibliche Arbeiter tauchen in keiner Registrierungsliste auf.“ Wenn Inspektoren auftauchten, werde behauptet, sie seien die Ehefrauen der Arbeiter, die zu Besuch seien, erzählt Singh. Und wenn man mit den Frauen selbst sprechen wolle, bekomme man ohnehin keine Antwort. „Auspacken“ bedeute, den Job zu verlieren. Singh sagt aber auch, dass man mit den meisten Minenbetreibern besser keinen Streit beginne. „Viele von denen, die ein paar hundert Leute beschäftigen, haben soviel Geld, dass sie ganze Wahlkampagnen von Politikern bezahlen oder dem einen oder anderen einen Gefallen tun. Selbst wenn ich eingreifen würde, könnte es gut sein, dass jemand vom Arbeitsministerium in Delhi anruft und sagt, ich soll es sein lassen.“ Singh gefällt sich sichtlich in seiner selbst erwählten Opferrolle. „Die Frauen tun mir leid, aber was soll ich machen?“, fragt er und streichelt seiner kleinen Tochter über die langen, schwarzen Haare. Sie ist sein ganzer Stolz. Sie soll später mal Karriere machen und nach Europa reisen, schon jetzt bekommt sie alles, was sie sich wünscht. Die Kleine wollte noch ein Geschwisterchen, das hat zwar bislang nicht geklappt, aber die Eltern haben ihr eine „Spielgefährtin“ besorgt. Gerade kommt das junge Mädchen aus der Küche und serviert Käsetoast und Cola für meinen angeschlagenen Magen.

6.10 Haushaltshilfe Kovinta – „Die Frau hat mich regelrecht angefleht, sie zu nehmen“

Das hellgraue Baumwollkleid schlackert um die dünnen Beinchen, die Haare sind kurz geschoren, der Blick schüchtern, kein Lächeln. Kovinta ist kaum größer als die 8-jährige Tochter des Hauses, 14 Jahre alt soll sie sein. Ihr Körper zeigt keinerlei Anzeichen der Pubertät. Amunitra erklärt, dass sie das Mädchen als Spielgefährtin für ihre Tochter ins Haus geholt hätten. Es gibt Millionen solcher Haushaltshilfen in Indien. Ich hatte schon viel von ihnen gehört. Auch sie gehören dem unorganisierten Sektor an, sind aber im Gegensatz zu anderen Arbeiterinnen komplett aus ihrem familiären Umfeld gerissen. „Habe sie erst vor kurzem aus Uttar Pradesh geholt. Sie ist die Tochter der Haushaltshilfe meiner Mutter. Die Frau hat mich regelrecht angefleht, sie zu nehmen, da sie noch sechs andere Kinder hat.“ Der Staat Uttar Pradesh liegt hunderte Kilometer von Jodhpur entfernt, Kovinta wird ihre Familie also so schnell nicht wiedersehen.

Beklagt wurde von mehreren Organisationen auf dem Sozialforum in Delhi, dass diese Mädchen und jungen Frauen keinerlei Rechte genießen und auf Gedeih und Verderb ihrer neuen „Familie“ ausgeliefert sind. Die Meisten kommen aus kinderreichen Familien in ländlichen Regionen, wo die Eltern froh sind, einen Esser weniger zu haben. Oftmals sind es Verwandte, die die Kinder an Agenturen in die Städte vermitteln, die wiederum die Mädchen gegen eine saftige Gebühr an private Haushalte weitervermitteln. Die jungen Frauen verdienen – wenn überhaupt – nur ein geringes Taschengeld.

Manche werden wie Leibeigene gehalten: Da sie mit im Haushalt leben, gibt es keine geregelten Arbeitszeiten. Mitten in der Nacht der Hausfrau einen Tee servieren oder bei den kranken Kindern wachen, gehört zum Alltag. Viele schlafen auf dem Küchenboden oder wo immer sie einen freien Platz finden, schutzlos den Annäherungsversuchen des Hausherrn ausgeliefert. Viele leiden im Stillen, denn sie glauben, dass sich ihre Situation ohnehin nicht ändern lässt. Sie haben keine Ausbildung, keine Zufluchtsmöglichkeiten, sind oft hunderte Kilometer von ihren Familien entfernt. Nur wer geschwängert wird, kann auf eine schnelle Rückkehr mit finanzieller Hilfe hoffen, dem Erzeuger liegt nicht daran, den Familienfrieden durch einen Bastard zu stören.

Es gab mehrere Vorträge auf dem Indischen Sozialforum über die Probleme der Haushaltshilfen. Es wurde unter anderem von einem 13-jährigen Mädchen berichtet, dass davonlief, aber schnell wieder eingefangen wurde. Die Polizei suchte sie, da die Familie behauptet hatte, sie habe Geld gestohlen.

Es ist fast unmöglich, dem Missbrauch dieser Kinder ein Ende zu bereiten. Viele Mädchen werden „unter der Hand“ vermittelt, sind zudem sehr jung,

naiv und ängstlich. Manchmal, wenn sich Hilfsorganisationen in einen Fall einschalten wollen, wird das Mädchen einfach als Verwandte ausgegeben. Ich bin froh, Kovinta getroffen zu haben, ich denke, dass sie es trotz des Rund-um-die-Uhr-Services bei den Singhs noch ganz gut getroffen hat. Ich verabschiedete mich, denn ich habe frühmorgens – nach endlosen Telefonaten – einen Termin bei Singhs „Konkurrenten“ bekommen. Der Herr vom Arbeitsministerium in Rajasthan war ungehalten über meinen angekündigten Besuch. „Was will die denn von mir?“, soll er Rana von der Mine Labour Protection Campaign gefragt haben, als dieser den Termin für mich gemacht hat.

6.11 Verwirrung unter Bürokraten

Ich muss mich in eine Ecke, meterweit entfernt von seinem Schreibtisch, setzen. Aufnehmen darf ich das Interview nicht, außerdem spricht Rakesh Thanvi so schnell und leise, dass ich kaum ein Wort verstehe. Er sagt mir gleich, dass er noch einen Termin hat und ich zur Sache kommen soll. Thanvi ist Arbeitsinspektor und im Gegensatz zu Singh vom Staate Rajasthan und nicht von der Zentralregierung in Delhi angestellt. Während Singh sich um die Minenarbeiter und deren Rechte kümmern soll, ist Thanvi für die Lizenzvergabe der Minen zuständig, denn die ist Sache der regionalen Regierung. Abgesehen davon, ist es nahezu undurchschaubar, wie die Aufgabenverteilung zwischen den beiden bezüglich der Minen aussehen soll. Während Singh wenigstens zugibt, dass er das selbst nicht so genau weiß, beschreibt Thanvi seine Aufgaben so, dass sie denen seines Kollegen verdächtig ähneln: „Ich muss ins Gericht, wenn eine Klage eingereicht wird über schlechte Zustände in einer Mine oder wenn im Todesfall eines Arbeiters keine Kompensation gezahlt wird.“ Thanvi muss nicht oft ins Gericht, im Moment gibt es nur zwei Prozesse, und dass obwohl das Arbeitsgericht in Jodhpur für vier Landkreise zuständig ist, in denen Hunderttausende von Menschen in Minen arbeiten. „Frauen klagen nie und wenn, dann sind es Witwen. Die meisten Beschwerden kommen, wenn jemand krank geworden oder entlassen worden ist. Der rechtliche Weg dauert lange, deshalb fangen die meisten wohl keinen Prozess an.“ Dann zählt er mir noch die Rechte der Minenarbeiter auf, sagt, dass es genug Gesetze, aber zuwenig Umsetzung gebe, schaut auf die Uhr und fragt: „War’s das?“ Ein Rausschmiss kann mehr sagen, als ein langes Interview. Bezeichnend auch, dass weder Rana, der Chef der MLPC, noch Singh, noch Thanvi wissen, wer der Arbeitsminister von Indien ist. Keiner der Drei arbeitet mit den anderen zusammen und doch behaupten alle, für das Wohlergehen der Minenarbeiter sorgen zu wollen. Ich verlasse Jodhpur mit der Erkenntnis, dass die Minenarbeiter ihrem eigenen Schicksal überlassen sind.

7. Madhu oder Frauenpower auf dem Land

Vielleicht ist es ein Klischee, aber ich hatte wirklich den Eindruck, dass überall, wo Männer ihre Hand im Spiel haben, entweder gar nichts oder nicht viel passiert in der Frauenbewegung. Scheinbar können indische Männer sich nicht mit den Problemen ihrer Frauen identifizieren, sie wollen es nicht oder es ist ihnen schlicht egal. Große Reden werden jedoch überall gehalten: im Parlament, auf Veranstaltungen, in Dörfern. „Ja, ja, es muss sich was ändern. Die Frauen brauchen mehr Rechte, nur dann kann es aufwärts gehen.“ So oder ähnlich habe ich es dutzende Male von Gewerkschaftlern und Politikern gehört. Doch letztendlich sind es nur leere Phrasen. Frauen bekommen oft Steine in den Weg gelegt, wenn sie sich für ihre Rechte engagieren.

Ich lerne Madhu Paliwal kennen, 34 Jahre alt. Zuerst scheint sie etwas schüchtern, aber taut sie erst auf, hört sie nicht mehr auf zu reden. „Ich war früher so gehemmt, dass ich bei einer Unterhaltung meinem Gegenüber nicht mal in die Augen sehen konnte. Ich bin nun mal so erzogen worden und außerdem gehöre ich einer niederen Kaste an, da wird man automatisch unterwürfig. Aber vor ein paar Jahren hat sich plötzlich alles für mich verändert“, lacht Madhu.

Sie ist stolz darauf, einen Reisepass zu haben, ungewöhnlich für eine Frau vom Land. Madhu ist auch ungewöhnlich, denn sie missbraucht ihre Stellung im Dorf nicht für ihre eigenen Zwecke: Sie, das gewählte „Oberhaupt“.

Anfang der neunziger Jahre war – auch unter dem Druck der Frauenbewegung – durch zwei Verfassungszusätze eine Frauenquote von 33 Prozent für Kommunalparlamente verabschiedet worden. Diese Regelung wurde jedoch in vielen Teilen des Landes von männlichen Familienmitgliedern, Männern höherer Kasten und Politikern sabotiert, die stattdessen einen Vormund einsetzten. Es gibt nur sehr wenige Frauen, die es trotz Diskriminierung geschafft haben, in den so genannten „Panchayat“, den Dorfrat, gewählt zu werden. Als Oberhaupt einer Dorfgemeinschaft haben sie die Macht, Gelder der Regierung so einzusetzen, dass das alltägliche Leben auf dem Land erheblich verbessert werden kann. Hier in Madhus Dorf Lakna arbeiten die Menschen entweder in der Landwirtschaft oder in den Marmorminen. Lakna liegt ganz in der Nähe der Touristenhochburg Udaipur, wo in den 70er Jahren der James-Bond-Film „Octopussy“ gedreht wurde. Sämtliche Hollywood-Stars entspannen sich dort regelmäßig im pompösen Hotel „Lake Palace“, während keine dreißig Kilometer südlich davon das pure Elend herrscht. Fährt man den „National Highway Number 8“ entlang zum Landkreis Rajasamand, taucht wieder das altbekannte Bild auf: Tausende Sandstein- und Marmorblöcke stapeln sich entlang der Straße, unweit davon hausen die Mi-

nenarbeiter in ihren zusammengemagelten, provisorischen Unterkünften. Manche leben dort permanent, Andere haben ein kleines Häuschen in Lakna, können sich aber kein Busticket für tägliches Pendeln leisten.

Madhu hat Glück mit ihrer Unterkunft gehabt: Zusammen mit der Schwiegermutter, zwei Töchtern, zwei Wasserbüffeln und einem Haufen Hühner lebt sie auf einem Bauernhof, den ihr ihr Mann hinterlassen hat, bevor er an der Minenarbeiterkrankheit Tuberkulose starb. Morgens arbeitet sie auf dem Feld, den Rest des Tages widmet sie sich ihren Pflichten als Dorfoberhaupt. „Ich bin vor zwei Jahren gewählt worden, als mein Mann starb. Er war bekannt hier, hat sich für Minenarbeiter in einer Gewerkschaft engagiert – schließlich hat er ja selbst jahrelang in den Minen gearbeitet. Erst dachte ich, dass ich der Verantwortung nicht gewachsen bin, doch jetzt liebe ich es und die Leute im Dorf haben sogar gesagt, dass sie mich wieder wählen wollen.“ Viertausend Menschen leben in Lakna. Seit Madhu der Chef ist, gibt es Toiletten, fließendes Wasser und – Sparbücher. Madhu holt aus ihrem Haus ein Fotoalbum und einen Stapel blauer und gelber Sparbücher. Auf den Fotos sind die Fortschritte dokumentiert, die Lakna erlebt hat, seit Madhu das Heft in der Hand hat.

Lächelnde Familien posieren darauf neben ihren neuen Toiletten oder Wasserpumpen. Madhu blättert in den Sparbüchern. Die blauen Sparbücher gehören einzelnen Mitbürgern, die jeden Monat etwas von ihrem privat Gesparten einzahlen. In den gelben Büchlein sind die Ersparnisse der SHGs, der so genannten „Self Help Groups“, gespeichert. Diese Selbsthilfegruppen bestehen meist aus einem dutzend Menschen, die sich als Arbeitsgruppe zusammenschließen, um durch ein gemeinsames Projekt Geld zu verdienen. SHGs können Kredite beantragen und von der Regierung gefördert werden. Madhu hatte früher keine Ahnung, dass so etwas möglich ist. Nach ihrer Wahl wurde sie auf mehrere Fortbildungskurse der Regierung geschickt und war geradezu schockiert, was den Dorfbewohnern laut Gesetz alles zusteht, was aber von ihren Vorgängern nie umgesetzt wurde – bzw. was diese nur für sich selbst beansprucht hatten. „Ich weiß, was es heißt, arm zu sein, deshalb wollte ich uns allen helfen. Alles, was die Regierung einer Dorfgemeinschaft zugesteht ist hier mittlerweile umgesetzt worden.“ Sie ist sehr stolz auf ihre Erfolge – und ihr neues Selbstbewusstsein. Vor ein paar Jahren konnte sie einem Mann nicht einmal direkt ins Gesicht sehen, heute verhandelt sie mit ihnen – über Saatgut, Subventionen und Projekte, denn Madhu ist das Bindeglied zwischen den regionalen Regierungsbehörden und den Dorfbewohnern. „Viele Frauen hier waren wie ich, schüchtern, ungebildet. Sie konnten kaum lesen und schreiben, aber wir haben zusammen ihre Unterschriften geübt und jetzt sind sie soweit, dass sie selbst unterzeichnen und Geschäfte abschließen können.“

Dutzende Frauen in Lakna haben sich in Selbsthilfegruppen zusammengetan: Sie verkaufen Handarbeit oder ein bestimmtes Gemüse, das sie selbst angebaut haben. Manche betreiben Teestände an der Straße oder haben kleinere Geschäfte eröffnet, in denen das Notwendigste verkauft wird. Dadurch müssen sie nicht mehr in den Minen arbeiten und können sich – dank der Sparbücher – größere Anschaffungen leisten. Madhu führt genau Buch über alle Abhebungen und Einträge und nur bestimmten Frauen – den Leiterinnen der Selbsthilfegruppen – wird das Sparbuch ausgehändigt. „Es läuft sehr gut, die Frauen zahlen die Raten ihrer Kredite pünktlich und machen außerdem Gewinne.“ Bei Männern sei es schon schwieriger, sie vom Sinn des Sparens zu überzeugen, erzählt Madhu. „Die meisten geben gleich aus, was sie verdient haben, also bleibt es an der Frau hängen, an die Zukunft zu denken.“ Sie lacht, scheint sich damit abgefunden zu haben. Wir gehen durchs Dorf, es herrscht hektisches Treiben wie in einer Stadt, Madhu wird überall erkannt und angesprochen. „Wann gibt’s wieder ein Projekt?“, fragt ein Mann. Die „Projekte“ werden von der Regierung organisiert, um in Zeiten der Trockenheit, wenn die Landwirtschaft kaum Erträge bringt, ein Grundeinkommen zu sichern. So haben die Bewohner aus Lakna und einigen benachbarten Dörfern unter Anleitung von Experten unter anderem ein Wasserreservoir, Mauern gegen Steinschlag und sogar eine Schule gebaut.

8. Schule ohne Lehrer

Etwas außerhalb auf einem Hügel thront ein pinkfarbener Bau, der im Stil an die Kolonialzeit erinnert. Davor ist eine Pumpe, an der nackte Kleinkinder von zwei jungen Frauen gewaschen werden. Sie sind die einzigen Erwachsenen, die sich um die fast 200 Kinder hier kümmern. Das große Gebäude ist die einzige Schule in der näheren Umgebung, die Regierung hat sehr viel Geld in das Projekt gesteckt. Innen balgen, rennen und schreien dutzende Kinder verschiedener Altersgruppen. Es gibt keine Einrichtung. Selbst als wir eintreten, kommt keine Ruhe in das Chaos, die Kleinen sind außer Rand und Band. Einige sitzen an der Wand und wippen mit dem Kopf hin und her.

Aarti, eine der Frauen, erzählt, dass sie sich freiwillig gemeldet habe, um tagsüber auf die Kinder aufzupassen, während die Eltern arbeiteten. „Wir haben zwar diese schöne Schule, aber keinen Lehrer. Der kam nur zweimal aus Udaipur, hat sich dann aber nie mehr blicken lassen.“ Madhu wird still, es gibt noch viele Dinge, die sie zu regeln hat. „Wir haben uns schriftlich bei der Schulbehörde über den Lehrer beschwert, aber er weigert sich zu

unterrichten und bekommt trotzdem sein volles Gehalt weiterbezahlt. Das hier ist wirklich ein gutes Bild dafür, was in Indien schief läuft.“ Sie erzählen mir, dass es – wie in allen ländlichen Regionen – ein Problem ist, gut ausgebildete Lehrer für die öffentlichen Schulen zu bekommen. „Ihr“ Lehrer wollte nicht in die entlegene Region ziehen und das tägliche Pendeln aus Udaipur war ihm zu müßig. Auf dem Land übernehmen deshalb oft schlecht ausgebildete Dorfbewohner die Rolle als Lehrer. Hier sind es Aarti und ihre Freundin, doch sie können die Kinder kaum im Zaum halten, geschweige denn unterrichten. Ein anderes Problem sei die gesundheitliche Versorgung. Eigentlich sollte in diese entlegene Gegend einmal im Monat ein Arzt kommen, der von der Regierung bezahlt wird, aber der große Jeep mit dem Roten Kreuz kam in Madhu's Amtszeit bisher nur drei Mal. Untersucht wurde niemand, der Arzt ließ lediglich einen Karton mit Aspirin und Antibiotikum zurück. „Man kann eben nicht alles auf einmal verbessern“, seufzt Madhu. Sie will mir aber noch ein Projekt zeigen, das Früchte trägt.

Eine Selbsthilfegruppe aus neun Frauen macht Handarbeiten, die in großen Boutiquen in ganz Indien verkauft werden. Auf einer Decke im Schatten treffen wir drei Frauen, die winzige Perlen auf lange Hemden stecken. Ein ganzer Berg voller bunter Stoffe ist vor ihnen ausgebreitet, sie haben nur noch zwei Tage bis Geetha, die Gruppenleiterin, sich mit der fertigen Ware in einen Bus setzt und nach Udaipur fährt, um die ersehnte Bezahlung abzuholen.

9. „Sadhna“ – „faire“ Mode

„Hoffentlich muss ich nicht wieder alles auftrennen. Ich bin ja die Leiterin unserer Selbsthilfegruppe und wenn eine Naht nicht gerade ist, oder die falschen Perlen aufgesteckt sind, muss ich das korrigieren. Die Qualitätskontrolle bei Sadhna ist sehr streng“, erzählt Geetha auf dem Weg nach Udaipur. „Sadhna“ bedeutet „Hingabe“ in Hindi, es ist eine Organisation, die es seit drei Jahren gibt und den ländlichen Frauen, die mit Nadel und Faden umgehen können, ein Existenzminimum sichert.

Geetha hat ihr ganzes Leben lang genäht, aber erst seit zwei Jahren kann die 42-Jährige wirklich davon leben. Sie muss sich jetzt nicht mehr stundenlang den Rücken auf den Feldern krumm machen oder hungern, wenn der Monsun zu trocken ausfällt und kaum Ernte einbringt. Mit einer Tasche voll bestickter Kissen, Hemden und Gardinen betritt sie die Produktionshalle von Sadhna. Geetha ist eine von Hunderten von Gruppenleiterinnen, die Sadhna jeden Monat mit Handarbeiten beliefern. Nähen, Färben, Sticken, alles wird von den Frauen in den Dörfern selbst gemacht. Das Design wird allerdings vorgegeben und auch die Materialien – Stoffe, Fäden – stellt

Sadhna zur Verfügung. Manula Singh ist die Designerin, die den ganzen Tag das Treiben in der Produktionshalle überwacht. Sie ist gleichzeitig auch Qualitäts- und Produktmanagerin und gefürchtet für ihre Strenge: „Hier, die Rechtecke auf dem Kissenbezug sind nicht gleichmäßig genäht. Das musst Du wieder auftrennen.“ Geetha seufzt und setzt sich in eine Ecke. Zu den Aufgaben der Gruppenleiterin gehört nun mal nicht nur die Lieferung, sondern auch die Verbesserung der Ware, wenn eine der Frauen schlecht gearbeitet hat. Manula führt mich durch das Gebäude, das wie eine riesige Fabrikhalle aussieht. Fast hundert Frauen jeden Alters sitzen in Reih und Glied an Nähmaschinen. Betttücher, Bettbezüge – die großen Stoffe werden hier bearbeitet, wobei Frauen mit mehr Erfahrungen an teuren Materialien wie Seide arbeiten, während die jungen Mädchen grob gewebte Baumwollstücke zusammennähen. „Wir hätten voriges Jahr fast dichtmachen müssen, weil wir so viel Verlust gemacht haben. Aber jetzt sind unsere Auftraggeber die ganz großen Kleiderketten wie FabIndia. Gutes Marketing ist eben alles, aber wir hatten einfach keine Erfahrung damit“, erzählt Manula. In verschiedenen Räumen wird genäht, gebügelt und verpackt: alle Frauen, die hier arbeiten, kommen aus der näheren Umgebung oder den Slums von Udaipur. „Ich bin froh, dass ich von Zuhause weg kann und fast den ganzen Tag hier verbringen darf. Mein Mann trinkt die ganze Zeit nur und ist unausstehlich. Hier kann ich mich mit Freundinnen treffen, lachen und Geld verdienen“, sagt eine ältere Frau, die die gebügelte Ware in Kartons verpackt. Sadhna-Kleber drauf, fertig. Bald werden die Hemden, Decken und Hosen in Boutiquen und auf Märkten in den Metropolen Delhi, Mumbai, Chennai und Bangalore verkauft.

Sadhna wurde von „Seva Mandir“ gegründet, einer Nichtregierungsorganisation im Süden Rajasthans. In Zeiten von Dürre und Trockenheit beschlossen die Organisatoren von Seva Mandir, unter der Führung von Leela Vijayvergia ein Unternehmen ins Leben zu rufen, das ein Einkommen für die Frauen sichern und eine Alternative zur Landwirtschaft bieten sollte. Das Risiko war groß, denn ein Unternehmen aufzubauen, das komplett auf die Fertigkeiten armer, ländlicher Frauen angewiesen ist, war eine Herausforderung. Siebzehn Jahre lang musste Seva Mandir Subventionen zahlen, bis Sadhna 2004 endlich als eigenständiges Unternehmen registriert wurde. Die wenigen Frauen, die dort fest angestellt waren, mussten fast ihr Privatleben aufgeben, um das angeschlagene Projekt zu retten: Mit viel Engagement und noch mehr Spendengeldern, reisten sie durch das ganze Land, um auf Design-Ausstellungen zu präsentieren, was die Frauen gebatikt, gestickt und genäht hatten. Bald kamen die ersten Anfragen großer indischer Kleiderketten. Das Design wurde „modernisiert“ für den westlichen Geschmack, und so wird heute ein Teil der Ware nach Europa und in die USA exportiert.

Ich werde gefragt, ob mir die Sachen gefallen. „Europäische Frauen tragen nicht so gerne grelle Farben und bunte Muster, deshalb arbeiten wir hier viel mit Pastelltönen und schlichteren Designs. Unsere Auftraggeber haben gesagt, dass sich das sehr gut verkauft in den Touristenhochburgen“, sagt Manula nicht ohne Stolz. Ich werde einen nicht unbeträchtlichen Betrag bei Sadhna lassen, und mich noch Wochen dafür verfluchen, dass ich jetzt nicht nur einen Riesenrucksack, sondern auch noch zwei Sporttaschen voller neuer Kleider mit mir herumschleppen muss. Aber es ist ja für eine gute Sache!

Geetha hat die Verbesserungen an ihrer Ware endlich durchgeführt, Manula ist zufrieden. Dreißig Rupien bekommt Geetha nun für ein besticktes Hemd, das ist fast doppelt so viel wie eine Frau bekommt, die ihre Handarbeit über Zwischenhändler verkauft. Über fünfhundert Frauen profitieren momentan von Sadhna. Fast der gesamte Profit, den das Unternehmen erwirtschaftet, kommt den Frauen zugute. Durch einen geringen Beitrag werden sie Mitglieder und haben dadurch Anspruch auf Fortbildungen und ärztliche Untersuchungen. Der nächste größere Plan ist ein soziales Netz für die Frauen aus Udaipur und Umgebung aufzubauen, mit richtiger Renten-, Unfall- und Gesundheitsvorsorge. Der Weg bis dahin ist noch lang, aber Sadhna hat ein großes Vorbild und ist sicher, dass sie das Ziel auch erreichen kann. In Rajasthans westlichem Nachbarstaat Gujarat gibt es ein „Frauenimperium“, wie es keine Regierungs- oder Hilfsaktion je hätte erschaffen können. Initiative und Ehrgeiz einer einzigen Frau haben dort eine Revolution ausgelöst: Ela Bhatt ist längst eine Ikone der Frauenbewegung, nicht nur in Indien. Ihr großes Vorbild: Mahatma Gandhi.

10. Gandhi und die Frauenbewegung

Die Frauenbewegung in Indien ist untrennbar mit Mahatma Gandhi und seinem Unabhängigkeitskampf verbunden. Der „Gandhi Ashram“ in Gujarats Industriestadt Ahmedabad war viele Jahre lang das Hauptquartier der Unabhängigkeitskämpfer gegen die britische Kolonialmacht. Gandhis kleines Häuschen ist gut erhalten. In den Ausstellungsräumen sind Briefe ausgestellt, die Gandhis Hochachtung für Frauen dokumentieren. In einem schreibt er, dass ihn die Geduld und Nachsicht seiner Ehefrau Kasturba zutiefst beschämt und ihm letztendlich die Augen geöffnet haben. Als jung Verheirateter – er war gerade vierzehn Jahre alt – hatte er sie gedemütigt und misshandelt. Er fühlte sich ihr aufgrund seines Geschlechts überlegen, ein typisch anerzogenes Machoverhalten. Viele Jahre später, als aus dem einfachen Anwalt Mohandas, Mahatma – „die große Seele“, wurde, prägte er den für diese Zeit revolutionären Satz: „Except for those differences which

are natural and which can be obviously perceived – I don't approve of any difference between man and woman.“

Frauen nahmen aktiv am Freiheitskampf teil. Den legendären Salzmarsch von 1930, der gegen das britische Monopol von Salzherstellung in Indien protestierte, trat Gandhi mit seinen treuesten Gefolgsleuten an, darunter vielen Frauen. Sarojini Naidu, die erste Frau, die sich dem Marsch angeschlossen hatte, wurde später auch die erste weibliche Vorsitzende des Indischen Nationalkongresses.

Auf einer Zeittafel im Ashram wird beschrieben, wie erschüttert Gandhi war, als eine Mitstreiterin und enge Freundin im Gefängnis starb. Er wurde deshalb so depressiv, dass er wochenlang sein Zimmer nicht verließ. Der indische Unabhängigkeitskampf, war gleichzeitig auch ein Kampf für die Unabhängigkeit der Frau. Zum ersten Mal konnten Hausfrauen und Mütter aus traditionellen Strukturen ausbrechen und sich einer Bewegung anschließen.

Der Gandhi Ashram wurde zeitweise sogar von Frauen geleitet, hier waren alle gleich: Männer, Frauen, Krüppel, Dalits. Auch heute als Museum, strahlt dieser Ort eine Ruhe aus, inmitten des Chaos' der Fünf-Millionen-Metropole Ahmedabad. Der Ashram ist sauber und grün und kein Bettler muss seinen Platz im Schatten räumen, wenn wieder ein Bus voller Touristen kommt.

11. Hilfe zur Selbsthilfe: Die Geschichte der „Self Employed Women's Association“ (SEWA)

11.1 Ela Bhatt und der Aufstand

In den 70er Jahren wurde die Frauenbewegung radikaler, Frauen nahmen aktiv an sozialen Bewegungen teil und forderten mehr Entfaltungsmöglichkeiten in allen Bereichen des Lebens. Sie prangerten an, dass Frauen zwar eine maßgebliche Rolle beim Wirtschaftsaufschwung spielten, aber dennoch für ihre Arbeit weniger als Männer oder gar nicht bezahlt wurden. Frauenarbeit wurde nicht als gleichwertig anerkannt. In den 70er Jahren war es auch, als eine charakterstarke Dame beschloss, die Stimme der Frauenbewegung im westindischen Staat Gujarat zu werden. Ela Bhatt war Gewerkschaftsführerin in der Textilbranche in Ahmedabad. Die größte Stadt Gujarats, erlangte einen gewissen Wohlstand durch die florierende Textilindustrie, nicht zuletzt dank der Frauen, die an den Spinnrädern und in den Mühlen arbeiteten. Sie bildeten die Mehrheit der Beschäftigten, doch als Handarbeit zunehmend durch Maschinen ersetzt wurde, waren es die Frauen – und kaum Männer –, die ihre Jobs verloren. Frauen durften nicht an modernen Maschinen arbeiten. Ela Bhatt war wütend. Diese Frauen hatten die Wirtschaft an-

gekurbelt und der Stadt zu Reichtum verholfen, jetzt waren sie eine Last. Ela erkannte, dass diese Frauen sich nicht wehren konnten, da sie arm, ungebildet und ohne jegliche Unterstützung waren. Und doch hatten gerade sie ungeheures Potential, denn sie waren – und sind heute noch – in der Überzahl. Die Frauenbewegung konnte nur stärker und erfolgreicher werden, wenn gerade diejenigen aus sozial und wirtschaftlich benachteiligten Gruppen eingebunden würden. Alles, was diese Frauen brauchten, war eine gute Führung und ein Dachverband. Ela nahm das Heft in die Hand.

1972 gründete sie die „Self Employed Women’s Association“ (SEWA), die ein Meilenstein in der Frauenbewegung wurde und Ela Bhatt zur Ikonen machte. Indiens Präsident Abdul Karim und die frühere US-First-Lady Hillary Clinton zählen zu ihren persönlichen Unterstützern. Die Vereinten Nationen sowie zahlreiche ausländische Organisationen haben „Elaben“, Schwester Ela, mit Auszeichnungen überhäuft. Zu Recht, denn die heute fast 80-Jährige hat das erreicht, was keiner vor ihr auch nur versucht hat: Sie hat arme, ungebildete Frauen „organisiert“. Abertausende von Einzelkämpferinnen schlossen sich zusammen und sprachen plötzlich mit einer Stimme. Es wurde deutlich, wer der „unsichtbare“ Motor der Wirtschaft war. SEWA ist nicht nur eine Bewegung, es ist eine Gewerkschaft und eine Kreditgenossenschaft für Kleinstunternehmerinnen. SEWA tritt – ganz im Sinne Gandhis – für eine gewaltlose Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse ein.

Heute sind allein in Gujarat eine halbe Million Arbeiterinnen Mitglieder. Weitere 300.000 sind es in anderen indischen Staaten, die Zahl wächst.

11.2 Willkommen bei SEWA

Braun und schmutzig schlängelt sich der Sabarmati-Fluss durch Ahmedabad und spaltet die Stadt in einen Ost- und einen Westteil. Die vierspurige Ellisbrücke quillt, wie jeden Morgen, fast über von den Menschenmassen, die den Sabarmati überqueren müssen. Unter der Brücke, im Slum direkt am Ufer des Flusses, kann man das traditionelle Indien beobachten. Ein mobiler „Zahnarzt“ zieht mit rostigen Werkzeugen faule Zähne. Pubertierende Jungs dürfen für 10 Rupien einem Schlangenbeschwörer beim „Heilen“ schwerer Krankheiten zusehen. Ein paar alte Männer schlafen im Schatten. Keine einzige Frau ist zu sehen. In dem Slum unter der Ellisbrücke sind sie die Hauptverdiener und verbringen den Tag mit Gemüseverkaufen, Lastenschleppen oder – einem Besuch bei SEWA. Keine fünf Gehminuten vom Slum entfernt erstreckt sich das SEWA-Imperium in mehreren grauen, heruntergekommenen Hochhäusern.

Shubhra Tripathi begrüßt mich mit einem strahlenden Lächeln. Die 26-Jährige wird meine persönliche Begleiterin während meines Aufenthaltes bei der Frauenorganisation. Sie ist voller Enthusiasmus, erst vor einem halben Jahr hat sie die Universität beendet und kann immer noch nicht glauben, dass sie diesen – wie sie sagt – Traumjob ergattert hat. „Meine Eltern und Schwiegereltern waren überglücklich, als ich die Stelle bekam. Es ist eine große Ehre, hier bei SEWA arbeiten zu dürfen.“ Shubhra stammt aus Uttar Pradesh, tausende Kilometer entfernt von Ahmedabad, doch SEWA ist überall bekannt und hat einen ausgezeichneten Ruf. Im Hauptquartier an der Ellisbrücke wuseln auf vier Stockwerken dutzende von Frauen: Besucherinnen, Ausbilderinnen, Büroangestellte.

Meine Kleidung – Jeans und T-Shirt – fällt völlig aus dem Rahmen. „Weißt Du, wir leben und arbeiten hier nach den gandhischen Prinzipien, deshalb tragen wir auch keine westliche Kleidung, sondern nur Saris oder Kurtas“, erklärt Shubhra. Während der Unabhängigkeitsbewegung wurden unter Gandhi symbolisch westliche Kleider und Gegenstände verbrannt, um gegen die britische Kolonialmacht zu protestieren. Shubhra stellt mich Prathiba Pandya vor, der Büroleiterin. „Ich muss Dich gleich warnen“, sagt die alte Frau mit einem freundlichen Lächeln. „Wir arbeiten hier etwas anders als die meisten Organisationen. Bei uns wird alles korrekt abgerechnet. Wir sind nicht korrupt und wir schreiben keine falschen Rechnungen. Das heißt, dass Du für alles, für Fahrer, Unterlagen, Bücher, Shubhras Zeit usw. von uns eine Rechnung bekommst. Außerdem ist es üblich, dass Besucher eine Spende geben.“ Das ist durchaus neu, die meisten Organisationen, die ich kennen gelernt hatte, haben mir alles umsonst zur Verfügung gestellt – manchmal sogar Verpflegung, trotz meines Protestes. Ich finde es erfreulich, dass hier über jede Kleinigkeit genau Buch geführt wird. Dass ich nach zwei Wochen fast 300 Euro berappen soll – ohne Hotelkosten – lässt mich zwar schlucken, aber ich muss sagen, dass das absolut korrekt war, denn immerhin fiel wegen mir eine Arbeitskraft aus und einer der Fahrer musste auch ständig zur Verfügung stehen.

Im Büro des Hauptquartiers ist die Wand mit UNO-Auszeichnungen, Urkunden und Widmungen gepflastert. Auf einem Bild posiert der indische Präsident Abdul Karim mit Ela Bhatt, darunter steht in seiner krakeligen Handschrift geschrieben: „Empowerment of women gives stability and peace to society.“ Auch Hillary Clinton, die sich auf einem anderen Foto mit Tochter Chelsea beim Blockdruck versucht, bedankt sich mit einer persönlichen Widmung: „To Ela Bhatt with appreciation and admiration for your leadership on behalf of women everywhere.“

„Ja, Ela wird bestimmt auch einmal den Friedensnobelpreis bekommen, alle anderen Auszeichnungen hat sie ja schon“, lacht Shubhra. „Ich bin froh,

dass Du hierher gekommen bist. Ich bin ja selbst neu und muss noch viel über SEWA lernen, das können wir ja jetzt zusammen tun.“ Prathiba gibt mir die Rechnungsformulare zur Unterschrift und schon sitzen Shubhra und ich im Jeep, um das SEWA-Imperium zu erkunden.

11.3 Umfassende Versorgung

Bevor ich einige der Einrichtungen vorstelle, möchte ich das Prinzip, das hinter SEWA steht, zusammenfassen: Eine Frau, die Mitglied bei der Self Employed Women's Association wird, hat sich damit Zugang zu einer Rundum-Versorgung verschafft: Sie ist in einer Gewerkschaft, bekommt Gesundheits- und Altersvorsorge, ein Sparbuch, Anspruch auf Kredite, Aus- und Weiterbildung, ein Dach über dem Kopf und einen Krippenplatz für ihre Kinder. Das Motto von SEWA lautet „Hilfe zur Selbsthilfe“ – Frauen sollen sich nicht einfach mit ihrem Schicksal abfinden, sondern lernen, wie sie ihr Leben verbessern können. Deshalb werden die verschiedensten Berufsgruppen betreut: Die Arbeiterinnen lernen zum Beispiel, wie sie sich und ihre Produkte besser vermarkten können und was die handelsüblichen Preise für ihre Ware sind.

Mit finanzieller Hilfe der Regierung, Spendengeldern und Mitgliedsbeiträgen wurden bereits viele Projekte organisiert, die den Lebensstandard der Frauen verbessert haben. Momentan sind es hauptsächlich Slum-Bewohnerinnen in Ahmedabad, die von dieser Unterstützung profitieren, aber auch Tausende von Frauen in den ländlichen Gebieten Gujarats werden von SEWA durch Außendienstmitarbeiterinnen betreut.

Die wichtigsten Einrichtungen sind die SEWA Bank, SEWA Akademie und SEWA Föderation, die jeweils noch in verschiedene kleinere Organisationen aufgeteilt sind. Es sind zu viele Projekte – mit Hunderten von Angestellten und Ehrenamtlichen – die man erwähnen müsste, so will ich mich hier nur auf einige Highlights beschränken.

11.4 Aller Anfang ist schwer – Bedrohung im Gemüsegroßhandel

„Beware“ stand in roten verschmierten Buchstaben an der weißen Wand, als die SEWA-Frauen ihre Arbeit im Gemüsegroßhandel begannen. Aufpassen mussten die drei Mitarbeiterinnen ständig, als sie vor neun Jahren die neuen Nachbarn der 300 männlichen Gemüsehändler auf Ahmedabads Großmarkt wurden.

Der Großmarkt war in den 40er Jahren gegründet worden, um den Gemüseverkauf in der Stadt zu regulieren. Gegen eine Gebühr – abhängig von der Größe ihres Geschäfts – und 5 Prozent ihres monatlichen Verdienstes können die Großhändler einen Abschnitt auf dem Markt mieten, in dem sie mehrere Tonnen Gemüse pro Tag an- und verkaufen.

Die meisten sind gewiefte Geschäftsleute, deren Profit weitgehend davon abhängt, wie gut sie Preise verhandeln – oder erpressen.

Die Zulieferer sind Kleinbauern aus dem gesamten Staat Gujarat. Da Viele keine Transportmöglichkeit haben, müssen sie ihr Gemüse gegen eine Gebühr von größeren Bauern in die Stadt mitliefern lassen. Manche, die sich nicht einmal diese Gebühr leisten können, müssen ihr Produkt direkt an die Großbauern verkaufen und zwar zu deren Preisvorstellungen, was hohe Verluste zur Folge hat.

Um den Kleinbauern aus dieser Misere zu „helfen“, haben sich die Großhändler Ahmedabads etwas Besonderes ausgedacht: Sie bieten diesen armen Bauern Kredite an, und holen die Ware selbst ab. Durch diese Praxis wird die Loyalität oder besser gesagt Abhängigkeit der Kleinbauern garantiert, und der Großhändler kann sich auf regelmäßigen Nachschub verlassen. Da der Gemüsepreis sich im Großhandel je nach Nachfrage täglich ändert, werden die Kleinbauern auf dem Land oft belogen und betrogen und bekommen für ihre Erzeugnisse unterdurchschnittliche Bezahlung. Der Händler macht dicke Profite und der Bauer kämpft ums Überleben. Auch die größeren Bauern, die eigene Transportmittel haben und selbst zum Großmarkt fahren können, müssen ihre Preiserwartungen oft herunterschrauben: Das meiste Gemüse ist nicht haltbar und wer morgens nicht als einer der Ersten zum Markt kommt, bleibt häufig auf seiner Ware sitzen oder muss es zu Schleuderpreisen verkaufen.

Ushaben Patel schreibt in eine lange Liste. Gerade wiegt sie Rüben, die sie von einer Bäuerin bekommen hat. Ushaben war eine der ersten SEWA-Frauen auf dem Großmarkt, damals wurde sie noch mit Tomaten beworfen und als Hure beschimpft. „Augen zu und durch“ war das Motto. „Wir wussten, dass es schwer werden würde in dieser Männerdomäne, ich bin hier bei der Arbeit sogar geschlagen worden. Die Händler wollten sich ihre Geschäfte nicht durch ein paar Frauen vermessen lassen. Es hat auch ewig gedauert, bis wir endlich die Lizenz für den Großmarkt bekamen. Außerdem hatten wir überhaupt keine Erfahrung, deshalb wurde uns oft schlechtes Gemüse angedreht. Aber ich bin froh, dass ich durchgehalten habe, sonst würde ich jetzt immer noch zuhause sitzen und Roti¹ backen.“

¹ *Indisches Fladenbrot*

Es ist frühmorgens um halb sieben. Eine fast lebensgefährliche Zeit sich auf dem Großmarkt aufzuhalten, denn jetzt versucht jeder Zulieferer so schnell wie möglich sein frisches Gemüse zu verkaufen. Auch die kleinen Straßen- und Marktverkäufer stehen schon Schlange bei den Großhändlern, um die beste Ware zu ergattern.

Hunderte Lastwagen, Handkarren und Pferdegespanne quetschen sich durch die enge Einfahrt zum Großmarkt. Bauern, Fahrer, Schaulustige, Lastenschlepper – alle scheinen sich anzuschreien, die Nerven liegen blank. Eine kleinere Gruppe von Frauen schlängelt sich durch das Chaos und kommt unversehrt am SEWA-Laden an.

Der Gang der Bäuerinnen lohnt sich, denn hier wird „fairer Handel“ betrieben, wie Ushaben erklärt. „Wir wiegen die Ware korrekt ab, zahlen dafür den tagesüblichen Satz und nehmen auch nur eine kleine Provision dafür.“ Ushaben und ihre Kolleginnen nehmen das Gemüse der SEWA-Mitglieder in Empfang und verkaufen es dann direkt, ohne Zwischenhändler, an die wartenden Frauen, die die Erzeugnisse wiederum auf den kleineren Märkten weiterverkaufen. Die Bäuerinnen verdienen bei SEWA – je nach Gemüse – bis zu einem Drittel mehr als bei den Großhändlern. Auch die Marktverkäuferinnen – und es gibt schätzungsweise 50.000 allein in Ahmedabad – müssen sich nicht mehr mit minderwertiger Ware zu höheren Preisen zufrieden geben, nur weil sie Frauen sind. Nicht zuletzt für SEWA ist dieses Projekt ein Riesenerfolg – bis zu 40.000 Rupien pro Tag werden auf dem Großmarkt eingenommen.

Der Anfang war jedoch schwer, niemand glaubte daran, dass Frauen in der Lage sind, ein Geschäft zu betreiben. Keiner wollte mit ihnen kooperieren, obwohl sie bessere Konditionen anboten. Erst als nach und nach die ersten Frauen diesem neuen Großhändler vertrauten und Profite machten, wurde SEWA ernst genommen. Es sprach sich schnell herum, dass die kleinen Leute am jeweiligen Ende der Nahrungsversorgungskette – die Kleinbauern und die Marktverkäufer – hier nicht ausgenutzt wurden. Heute drängen sich im Sekundentakt Bauern, Verkäufer und Lastenschlepper in den SEWA-Laden des Großmarktes. Viele SEWA-Mitglieder treffen sich hier zu einem Erfahrungsaustausch oder einem Schwätzchen. Meine Begleiterin Shubhra und ich werden aufs Land eingeladen.

11.5 „Er war verrückt vor Wut, heute ist er unser Wachmann“ – Überlebenskampf auf dem Land

Die Moskitos machen uns wahnsinnig, ich kann mich leider nicht unter einem Sari verstecken wie Shubhra, nach wenigen Minuten bin ich voller

Stiche. Wir kratzen uns alle wie verrückt, hier auf einer zerschlagenen Decke in Ganeshpura, einem Dorf etwa drei Stunden entfernt von Ahmedabad. Shubhra und ich unterhalten uns mit drei Frauen, die regelmäßig den Großhandel in Ahmedabad mit Gemüse beliefern.

„Es war hart am Anfang. Da war so ein Typ, der neidisch war, dass wir Frauen was alleine aufgebaut haben. Der hat uns dann mit seiner Sense die Ernte zerstört und seine Kühe über unsere Felder gejagt. Der war total verrückt vor Wut. Na ja, heute ist er unser Wachmann.“ Alle lachen. Vor zwei Jahren beschlossen Mandakini, Natna, Solnki und noch zwanzig andere Nachbarinnen eine landwirtschaftliche Genossenschaft zu gründen, zusammen Gemüse anzubauen und sich sowohl Arbeit wie auch Profit zu teilen. Mittlerweile sind sie so erfolgreich, dass sie moderne Maschinen besitzen und sich sogar Hilfsarbeiter leisten können.

Solnki, die 55 Jahre alt ist, aber wie weit über 70 aussieht, sagt, sie sei eine der ersten SEWA-Mitglieder überhaupt gewesen. „Damals in den 70ern waren wir um die 40 Frauen, konnten weder schreiben noch lesen und es war Ela Bhatt, die jeder einzelnen von uns mit dem Stift gezeigt hat, wie wir unsere Namen schreiben müssen“, erzählt Solnki mit Tränen in den Augen. „Wir mussten alle unterschreiben, damit SEWA als Gewerkschaft angemeldet werden konnte, es war ein toller Moment.“ Sie erzählt, wie viel sich für sie seitdem verändert hat: „Ich, mein Mann und die vier Kinder konnten mit den paar Kröten, die wir mit unserem Weizen verdient haben kaum überleben, heute habe ich einen eigenen Traktor, einen Brunnen, zwei Büffel und 20.000 Rupien gespart.“ Und alles, weil ihre Genossenschaft jetzt Gemüse an SEWA verkauft. „Früher als Kleinbauern wussten wir ja gar nicht, wie viel wir für unsere Erzeugnisse verlangen konnten, deshalb wurden wir von den Großhändlern ausgenommen. Erst durch die Genossenschaft wurden wir so groß und unabhängig, dass wir die Preise selbst diktieren konnten. Die SEWA-Bank hat unsere Genossenschaft mit einem Kredit von 20.000 Rupien unterstützt und damit haben wir noch mehr Land gepachtet und neue Maschinen gekauft.“ Den Kredit haben die Frauen bereits zurückgezahlt und schon wieder einen neuen für Samen, Dünger und mehr Land aufgenommen. Das Geschäft wird immer größer. „Ja, früher sind wir nie aus dem Dorf herausgekommen. Jetzt fahren wir zu SEWA-Treffen und Fortbildungen in ganz Gujarat“, erzählt Mandakini stolz. Solnki, Natna und Mandakini haben sich nicht nur durch ihre Genossenschaft einen Namen in der Umgebung gemacht – sie sind außerdem auch zu Außendienstmitarbeiterinnen von SEWA ernannt worden. Die Drei gehen von Haus zu Haus und bieten Lebens- und Gesundheitsversicherungen an – gegen einen monatlichen Beitrag. „Das läuft sehr gut, weil durch die harte Arbeit auf dem Land eben doch viele krank werden“, sagt Natna. Jede von ihnen betreut bis

zu dreihundert Menschen, eine große Herausforderung, da die Entwicklung auf dem Land viel langsamer ist, als in der Stadt.

11.6 „Wie oft wollen sich Frauen in Europa eigentlich noch scheiden lassen?“

Wie immer, wenn ich mit mehreren Frauen zusammensitze, kommt unweigerlich das Thema Heirat auf. Und wie immer sage ich, dass ich schon seit zwei Jahren unter der Haube bin. Nach über einem Monat in Indien habe ich keine Lust mehr, die im Westen übliche „wilde Ehe“ zu rechtfertigen. „War es eine Liebesheirat?“, fragt Natna. „Natürlich“, sage ich. „Ich hätte nie im Leben einen Mann geheiratet, den ich nicht mal kenne. Man kann ja schließlich nicht die Katze im Sack kaufen!“ Alle kichern, bis auf Shubhra. Keine zwei Minuten und sie hat sich in Rage geredet. „Liebesheiraten sind doch Blödsinn. Liebe vergeht irgendwann, aber eine arrangierte Ehe bleibt für immer. Schließlich wissen die Eltern immer noch am Besten, was gut für Dich ist.“ Shubhra regt sich furchtbar darüber auf, dass Menschen in Europa oft mehrmals heiraten: „Was soll das denn? Erst Einen heiraten, dann den Nächsten?“ Sie glaubt, dass häufiger Partnerwechsel zur „Verrohung“ führt. „Wie oft wollen sich Frauen in Europa eigentlich noch scheiden lassen? Indische Frauen sind da ganz anders, die finden einfach Kompromisse in einer Ehe und schmeißen nicht gleich alles hin.“ Ich bin mittlerweile genervt. Von vielen Gesprächen und wochenlangem Lesen indischer Frauenzeitschriften weiß ich, dass Viele froh wären, wenn sie ihren Mann loswerden könnten, es aber aus moralischen Gründen bzw. wegen des Druckes seitens der Familie nicht dürfen. Außerdem haben mir die meisten Frauen erzählt, dass sie Angst davor hätten, einen unbekanntem Mann zu heiraten bzw. sich noch zu jung dafür fühlten. Manche steigern sich regelrecht in diese Angst, da sie bei den älteren Schwestern schon mit ansehen mussten, wie diese unter einer unglücklichen, arrangierten Ehe litten. Ein Ausbruch ist undenkbar: Wenn die misshandelte Frau zu ihren Eltern flüchtet, wird sie zum Ehemann geschickt, da sie ja sonst den guten Ruf der Familie schänden würde.

Verallgemeinern kann man natürlich nichts, doch fand ich es auffällig, dass sich Frauen in Slums und Dörfern häufig über häusliche Gewalt und Alkoholsucht des Mannes beklagten, während Gutsituierte gerne ein Mitspracherecht bei der Wahl des Ehemannes gehabt hätten.

Ich erinnere mich an den Kummerkasten einer Hochglanz-Zeitschrift, in dem eine 28-Jährige schrieb, dass sie ihren Mann von Anfang an so widerlich fand, dass sie sich erst monatelang nicht anfassen ließ und mittlerweile die eheliche Pflicht ganz automatisch, wie kochen und einkaufen, abwi-

ckelt. Sie hätte schon an Selbstmord gedacht, weil sie die Situation nicht mehr ertragen könne. Eine Andere schrieb, dass sie frisch verheiratet sei und ihren Mann zwar „nett“ fände, aber große Angst vor Sex habe, da in der Familie nie darüber gesprochen wurde. Sie wisse einfach nicht, wie sie ihre Scheu überwinden könne, außerdem fühle sie sich mit einundzwanzig einfach noch nicht bereit für Geschlechtsverkehr. „Nun ja, das gehört zu einer Ehe eben dazu“, sagt Shubhra. Sie findet es zutiefst verwerflich, schon vor der Hochzeit erste sexuelle Erfahrungen zu sammeln, es sei einfach undenkbar für eine indische Frau, an so etwas auch nur zu denken. Ich erzähle ihr, dass gerade in größeren Städten wie Mumbai manche junge Frauen durchaus sexuelle Beziehungen zu ihrem Freund hätten und somit vor der Hochzeit schon mal ungezwungen experimentieren könnten. „Ja, aber das sind schlechte Mädchen, die bekommen keinen guten Ehemann mehr.“ Die 26-jährige Shubhra hat natürlich den „perfekten Ehemann“. Seine Eltern haben sie ausgewählt, nachdem die beiden für „kompatibel“ befunden worden waren: Gleiche Kaste, gute Bildung und ein passendes Horoskop.

Er arbeitet in einer Bank und ist angeblich ihr Seelenverwandter, getroffen hatte sie ihn nicht vor der Hochzeit. Der Mann ist vier Jahre älter als Shubhra, was bei mir die Frage aufwirft, ob er wohl genauso jungfräulich in die Ehe ging wie sie. Da vorehelicher Sex nach wie vor ein Tabu in Indien ist und viele verheiratete Frauen den Beischlaf nur zur Empfängnis über sich ergehen lassen, treibt es eine nicht geringe Anzahl von Männern zu Prostituierten. Indien hat nach Südafrika die höchste HIV-/Aids-Rate der Welt. „Aids und Geschlechtskrankheiten gibt’s doch nur bei Euch und in Afrika, ist ja auch kein Wunder, wenn man sich nicht treu ist“, sagt Shubhra. Wir müssen noch drei volle Tage miteinander verbringen, also beschließe ich das Thema auf sich beruhen zu lassen.

11.7 „SEWA Video“ – Frauen verfilmen ihre eigene Geschichte

Nach stundenlanger Fahrt sind Shubhra und ich endlich zurück an der Ellisbrücke in Ahmedabad. Auf dem Programm steht noch ein Besuch bei einer der wichtigsten SEWA-Einrichtungen: der Akademie. Man hat fast Angst, das Gebäude zu betreten, es ist alt und muffig und scheint gleich einzustürzen. Hier werden Computer-, Lese- und Schreibkurse sowie Fortbildungen aller Art angeboten.

Nur wenige, sehr begabte Frauen bekommen eine Chance, sich im Ausbildungszentrum weiterzubilden. Wer einen der begehrten Plätze in den Lesekursen ergattert hat, verpflichtet sich gleichzeitig damit, sein erworbenes Wissen später weiterzugeben. In den Slums oder Dörfern, wo immer die

Kursteilnehmerinnen auch herkommen. Wer richtig gut ist, kann sogar darauf hoffen, von SEWA eingestellt zu werden.

Ein wichtiger Teil der Akademie befindet sich im Keller des Hauses. Graue Haare und bunte Saris sind hier über hochmoderne Technologie gebeugt. Es ist der Schneiderraum von „SEWA Video & Film“ mit dutzenden Fernsehern und Computern aus Deutschland und Japan. Rima Kapoor muss an die 70 Jahre alt sein, sie erklärt einer Kollegin das neue digitale Schnittsystem. Gerade wird das Filmmaterial eines SEWA-Mitglieds aus dem Slum unter der Ellisbrücke bearbeitet.

Durch „SEWA Video“ wird es einfachen Frauen ermöglicht, mit einer Kamera umzugehen, um dann letztendlich ihr Alltagsleben zu filmen. Diese Videos sind zur Aufklärung und Weiterbildung gedacht. Da sich die Probleme vieler Frauen ähneln, ist so ein Erfahrungsaustausch auf breiter Ebene möglich. Die Dokumentationen werden auf Gewerkschaftstagen, Sozialforen oder SEWA-Treffen gezeigt. Auch international besteht großes Interesse an den Videoprojekten: Die Weltbank, Weltgesundheitsorganisation, BBC und verschiedene Nichtregierungsorganisationen sind weitere Auftraggeber und Abnehmer der preisgekrönten Filme. Alles begann, als Ela Bhatt 1982 an einem Video-Workshop in Mali teilnahm und sah, welche gesellschaftlichen Veränderungen durch Dokumentarfilme erreicht wurden. „Meine Frauen können das auch“, sagte sie sich und zwei Jahre später – mit finanzieller Unterstützung weiblicher Filmemacher aus dem Westen – wurde der allererste Film „Manek Chowk“ gedreht. Kamerafrau Leela Dantani war damals eine Gemüseverkäuferin und ist heute Senior Editor bei SEWA Video. Sie hatte sich damals oft über die Zustände auf den Gemüsemärkten Ahmedabads beklagt. Ihr Film schlug ein wie eine Bombe und seitdem trauen sich die wenigsten Polizisten in der Stadt, eine Verkäuferin zu schlagen oder sexuell zu belästigen. „Als ich vor über zwanzig Jahren das Video machte, konnte ich nicht mal lesen und schreiben. Jetzt produziere ich Filme und kann anderen Frauen damit helfen. Es ist ein überwältigendes Gefühl“, sagt Leela. Wir schauen uns den 20-minütigen Film zusammen an. Die Aufnahmen sind wackelig, sie zeigen den Manek Chowk, den lebhaften Gemüsemarkt im Herzen Ahmedabads. Eine alte Verkäuferin hockt vor einem Haufen Lauch, Tomaten und Zwiebeln auf dem Boden. In ihrem Arm hält sie ein Baby, ihren Enkel, die Sonne brennt auf ihr schweißnasses Gesicht. Sie erzählt, wie sie manchmal einen ganzen Tagesverdienst an Polizisten bezahlen müsse, nur weil sie keine Verkaufslizenz habe. Sie beschreibt, wie sie angespuckt und beschimpft wird und wie jüngere Kolleginnen sexuell belästigt werden. Leela hat damals geschafft, etwas mit der Kamera einzufangen, was die Behörden stets abgestritten hatten: Dass die Polizei sich den niederen Rang der Verkäuferinnen zunutze macht, sie finanziell und sexuell ausbeu-

tet. Leela filmte heimlich, wie ein Polizist eine junge Frau begreift und ihr Geld einsteckt. Das Video wurde dem Polizeipräsidenten von Ahmedabad gezeigt, der darüber zutiefst schockiert war. Der gefilmte Polizist wurde entlassen und bald darauf bekamen Hunderte von Frauen eine Verkaufslizenz, auf die sie bislang vergeblich gewartet hatten.

„Video ist ein starkes und ehrliches Kommunikationsmittel, das in die Hände einfacher Menschen wie uns gehört. Denn nur wir wissen, wie es draußen wirklich zugeht,“ sagt Leela. Zwanzig Frauen sind bei SEWA Video fest angestellt, sie alle seien zum Film gekommen wie die Jungfrau zum Kinde, lacht eine. Die Meisten wurden irgendwann im Lesekurs gefragt, ob sie nicht Lust hätten, ihr Umfeld zu filmen. Die Talentiertesten wurden dann von erfahrenen Filmemachern ausgebildet. Und einige von ihnen geben heute selbst Kurse. Egal ob Putzfrau oder Wäscherin, wer eine interessante Geschichte zu erzählen hat, bekommt ein Kamerateam zur Verfügung gestellt.

Zwar bilden sich immer noch Menschenmassen, wenn die Frauen mit der modernen Ausrüstung auf die Straße gehen, aber bedroht und ausgelacht werden sie nicht mehr.

Das Archiv ist riesig. Ich kaufe einen Film über die muslimischen und hinduistischen Witwen von Ahmedabad, die 2001, nach dem Anschlag auf das World Trade Center in den USA, ihre Männer bei Straßenschlachten verloren. Sie waren kurz vor dem Verhungern, haben sich dann aber mit Hilfe von SEWA zusammengeschlossen, eine Genossenschaft gegründet und verkaufen heute erfolgreich gestickte Handarbeiten an große Kleiderketten und Boutiquen.

11.8 „Rudi NO Radio“ – Kuchenbacken und Aids

In einem Nebenraum sitzt ein junges Mädchen, gebeugt über einem riesigen Plakat. „Ich schreibe den Sendeablauf für unsere nächste Radiosendung“, erklärt Meenakshi. Sie ist 17 Jahre alt und kommt aus dem Slum unter der Ellisbrücke. Hier, in der SEWA Akademie, macht sie gerade ein Praktikum beim Radio. Neben SEWA Video spielt auch der Hörfunk eine große Rolle in der multimedialen Aufklärungsarbeit.

Das Programm heißt „Rudi NO Radio“. „Rudi“ bedeutet „klein und schön“ und war der Name der ersten Frau vom Land die SEWA-Mitglied wurde.

Jeden Samstagmorgen um acht wird das Programm eine Viertelstunde lang auf einem Lokalsender ausgestrahlt: Es wird über Frauenthemen diskutiert, häufig sind Experten zu Gast. Letzte Woche war häusliche Gewalt das Hauptthema, morgen soll es um Schwangerschaft gehen. Meenakshi denkt sich die Themen selbst aus, am liebsten mag sie leichte Unterhaltung: Ihre

Körperpflegetipps und Anleitungen zum Kuchenbacken kamen so gut an, dass sie das jetzt häufiger ins Programm nimmt.

Hauptsächlich aber werden Beiträge zu ernstesten Themen wie zum Beispiel HIV/Aids oder Mikrokredite gesendet.

„Leider haben wir kein Geld für mehr Mitarbeiter“, beklagt Meenakshi. „Nur ich und eine Volontärin moderieren die Sendung. Wir wurden ausgesucht, weil wir schöne Stimmen haben, aber leider mussten wir uns hier alles selbst beibringen.“

Rudi NO Radio gibt es seit einem Jahr und das Mädchen erzählt, dass sie mit Hörerpost überhäuft werden: „Wir haben seit Beginn über tausend Zuschriften bekommen. Viele bedanken sich für unsere Ratschläge. Und alle wollen, dass wir öfter senden, aber mit unseren Ressourcen geht das nicht.“ Meenakshis Eloquenz überrascht mich. Sie lacht: „Meine Mutter ist SEWA-Mitglied, deshalb war sie immer sehr dahinter her, dass ich im Leben vorankomme und zur Schule gehe. Ich habe hier auch einen Computerkurs machen dürfen. Hoffentlich kann ich bei SEWA irgendwann einen Bürojob bekommen.“ Eine Arbeit im Büro scheint wirklich der Traum vieler armer Inder zu sein!

11.9 Ein Funke Hoffnung

In den folgenden Tagen sollte ich noch Slums besuchen, in denen es endlich keine Schlägereien mehr gibt, weil jetzt jede Hütte Wasser- und Stromversorgung hat. SEWA engagiert sich besonders stark in den Slums von Ahmedabad, da dort das meiste Konfliktpotential herrscht und fast immer die weiblichen Familienmitglieder darunter zu leiden haben. Endlich werden Regierungsgelder an vielen Orten sinnvoll eingesetzt. Ich habe Kinderkrippen besucht, in denen die Kleinen geimpft und gefüttert wurden, während die Mütter bei der Arbeit waren.

SEWA hat erfolgreich ein riesiges Netzwerk aufgebaut, das den Frauen hilft, selbstständig zu werden. „Hilfe zur Selbsthilfe“ ist wirklich der einzige Ausweg aus der Misere. Ja, SEWA macht oft Verluste und muss alles Geld in sämtliche Projekte stecken, die manchmal zu scheitern drohen. Aber das Risiko muss eingegangen werden, denn nur dann können aus zaghaften Arbeiterinnen selbstbewusste Geschäftsfrauen werden. Es war befriedigend zu sehen, wie gerade junge Mädchen ganz selbstverständlich Dinge für sich einfordern, von denen ihre Mütter nicht mal gewagt hätten zu träumen. Einfache Näherinnen haben sich zu Designerinnen hochgearbeitet. Plötzlich gibt es eine Perspektive, es werden Pläne für die Zukunft gemacht und nicht mehr nur von der Hand in den Mund gelebt. Doch all dies wäre nie

geschehen, ohne die unglaubliche Organisation und Kraftanstrengung von Ela Bhatt und ihren Frauen. Leider konnte ich Ela nicht persönlich kennen lernen, sie war wieder einmal im Ausland unterwegs, als ich in Ahmedabad war. Der Abschied von ihren Mitstreiterinnen fällt schwer.

Zum ersten Mal seit ich in Indien angekommen war, hatte ich das Gefühl, dass hier wirklich für die Frauenbewegung gearbeitet wird – nicht für den eigenen Geldbeutel, Lebenslauf oder die eigene Eitelkeit, wie ich oft bei anderen Organisationen beobachtet hatte.

Ich kann gut verstehen, wieso alle SEWA-Mitarbeiterinnen so selbstbewusst sind und sich untereinander so gut verstehen – durch ihren Zusammenhalt haben sie etwas erschaffen, das so perfekt zusammenläuft wie ein Uhrwerk und das ihnen keiner mehr nehmen kann. In keinem einzigen Büro hatte ich je das Gefühl von Konkurrenzkampf oder Neid untereinander. Jeder hat klare Aufgaben und alle kämpfen für die eine Sache.

Natürlich gibt es bei SEWA noch viele Defizite. Ich habe Frauen getroffen, die Räucherstäbchen herstellen; die in stickigen Räumen hustend, verdreht und mit brennenden Augen über ihren Stäbchen saßen und sie stundenlang im schwarzen Pulver walkten. Sie waren SEWA-Mitglieder und trotzdem hatte sich nichts für sie geändert. Oder die Frauen, die Bidis, die kleinen Zigaretten, am Straßenrand rollten und keine Visionen mehr hatten: „Wir werden auf der Straße geboren, wir arbeiten auf der Straße und wir sterben auf der Straße“.

SEWA versucht, alternative Jobmöglichkeiten für solche Frauen aufzutun, damit sie sich aus dem Abhängigkeitsverhältnis ihrer großen Auftraggeber befreien können. Aber es sind Millionen, denen geholfen werden müsste, und das kann eine einzige Bewegung nicht leisten. Aber so ist es doch ein Anfang, SEWA ist auf dem richtigen Weg.

12. „A long way to go!“

Die Frauenbewegung in Indien ist lebendig, daran besteht kein Zweifel.

Doch in einer Kultur, die so vielfältig und traditionsreich ist wie die indische, ist es nicht einfach, Gesellschaftsstrukturen zu ändern. Natürlich, es gibt Frauen in leitenden Positionen: Politikerinnen, Ärztinnen und Anwältinnen. Doch sie sind in der Minderheit und vertreten – wie ich immer wieder feststellen musste – häufig traditionelle Rollenvorstellungen. Dieses festgefahrene Denken hat viele negative Auswirkungen auf die gebildete Mittel- und Oberschicht. Doch für die Mehrheit der Frauen – und das sind nun mal die Arbeiterinnen im unorganisierten Sektor – ist das Festhalten an traditionellen Wertvorstellungen geradezu fatal.

Die patriarchalischen Strukturen erschweren ihr gesamtes Leben und damit den Kampf ums Überleben. Gegängelt vom Vater oder Ehemann sind die Frauen in den Slums und auf den Dörfern stark in ihrer Freiheit eingeschränkt, müssen aber trotzdem täglich arbeiten gehen, da sie oft die Hauptverdiener ihrer Familie sind. Das Konfliktpotential in den Familien wird dadurch erhöht.

Arme Arbeiterinnen müssen täglich an verschiedenen Fronten kämpfen: Aufgrund ihres Geschlechts werden sie schlechter bezahlt als ihre männlichen Kollegen. Sie sind weniger mobil, da sie sich um Haushalt und Kinder kümmern müssen, zudem sind alleinreisende Frauen häufig der Gefahr sexueller Belästigungen ausgesetzt. Häusliche Gewalt und hoher Alkoholkonsum der Männer tun ihr übriges für die angeschlagene Psyche.

Viele Arbeiterinnen, mit denen ich gesprochen habe, haben sich ihrem Schicksal geradezu ergeben, da sie das angepasste Verhalten ihrer Mütter und Großmütter kopiert haben und kein eigenes Selbstwertgefühl aufbauen konnten.

Eigentlich kann man diese Entwicklung nur mit großer Sorge betrachten: Die Bevölkerungszahl explodiert weiter, aber die Beschäftigungsmöglichkeiten für ungelernete und ungebildete Arbeiter werden immer schlechter. Die armen Frauen sind die ersten, die unter dieser Entwicklung zu leiden haben.

Es können noch so viele Gesetze und Petitionen zum Schutz der Frauen unterzeichnet werden, es wird sich nichts ändern, wenn diese nicht in den Emanzipationsprozess eingebunden werden. Nur sie selbst können für die Stärkung der Frauenrechte und Befriedigung ihrer Bedürfnisse kämpfen. Doch bis dahin ist es noch ein langer und steiniger Weg. Ela Bhatt von der Self Employed Women's Association hat es wohl am Besten zusammengefasst: „Women's empowerment still has a long way to go!“

13. Danke „Incredible India“!

Ich muss immer grinsen, wenn ich die TV-Werbung „Incredible India!“ sehe. Die Bilder haben wenig mit der Realität zu tun, doch der Slogan ist angemessen. Indien war wirklich unglaublich. Ich werde all die bizarren, chaotischen und unterhaltsamen Momente, die ich dort erleben durfte, mit Sicherheit nicht so schnell vergessen.

Die Reise war ein Abenteuer und eine Herausforderung, und ich bin dankbar, dass die Heinz-Kühn-Stiftung mir diese Erfahrung ermöglicht hat.

Vielen Dank an Frau Kilian für ihre Unterstützung. Danke an mein Immunsystem.

And last but not least – thank you Asher, you're one in a million!